



**stimme**

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

118

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



DI  
GRENZEN  
MEINER  
WELT

2021  
Frühling  
+


Schauplatz Sprache

## Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

 [service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)

 0800 222 666  
Mo bis Fr: 8–16 Uhr  
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

 +43 1 531 15-204274

 Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1  
1010 Wien

 Bundeskanzleramt

Das Bürgerinnen- und Bürgerservice des Bundeskanzleramts  
freut sich auf Ihre Fragen und Anliegen!  
[bundeskanzleramt.gv.at](http://bundeskanzleramt.gv.at)



## Impressum

**STIMME** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion: Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien | Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: Gamze Ongan  
Redaktionelle Mitarbeit: Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig

Kolumnen: Hakan Gürses, Erwin Riess, Duygu Özkan  
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: fazzDesign (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: Daniel Müller  
Herstellung (Repro & Druck): Donau Forum Druck Ges.m.b.H., Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien |

office@dfdf.co.at  
Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.  
Verlags- und Erscheinungsort: Wien |  
Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: Ebru Uzun | office@initiative.minderheiten.at  
Aboservice: Ebru Uzun | abo@initiative.minderheiten.at  
Jahresabo: EUR 20,- Inland, EUR 30,- Ausland  
(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: EUR 5,50  
Web: www.initiative.minderheiten.at  
www.zeitschrift-stimme.at

www.facebook.com/zeitschriftstimme  
Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**  
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**  
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmfrage**  
Hakan Gürses
- 08–10** | **Politik der Zeichen**  
Der Kampf um die symbolischen Felder  
Hakan Gürses
- 11–13** | **Wirklichkeit mit Gender\***  
Sprachpolitik und Literatur  
Jessica Beer
- 14–15** | **Verteilt Leichte Sprache die Macht neu?**  
Teilhabe von Menschen mit Lernschwierigkeiten  
Petra Flieger
- 16–18** | **Es geht um Respekt | Verantwortung für die Auswirkungen der Sprache** | Romana Beer im Gespräch mit Persson P. Baumgartinger und Vlatka Frketic
- 19–21** | **Wir sind nicht fehlerfrei**  
Sensibler Sprachgebrauch in Redaktionen  
Romana Beer
- 22–24** | **Worte trennen, Bilder verbinden** | Otto Neuraths Bildpädagogik zur Demokratisierung des Wissens  
Julia Schönherr im Gespräch mit Günther Sandner
- 25–26** | **Chill, Professor, chill!**  
Macht des Sprechens über andere  
Assimina Gouma und Julija Stranner
- 27–30** | **Stimme-Talk**  
Junger Aktivismus und minoritäre Allianzen | Teil 1  
Cornelia Kogoj
- 31** | **Groll**  
Erwin Riess
- 32–33** | **Lektüre**  
Rezensionen

**Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:** STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.

## Exil-Literaturpreis 2020 für Precious Chiebonam Nnebedum



Foto: Jessica Nnebedum

Die 1999 in Nigeria geborene und in Nigeria und Österreich aufgewachsene Autorin **Precious Chiebonam Nnebedum** erhielt den Hauptpreis der **Exil-Literaturpreise 2020**. Prämiiert wurde ihr Text „The Gospel Road“. Die Preisverleihung fand am 5. März 2021 online statt.

Precious Chiebonam Nnebedum studiert zurzeit Pflegewissenschaften in Graz. Sie wurde 2017 und 2018 österreichische U20-Vizemeisterin im Poetry Slam. „Ihre Gedichte und Kurzgeschichten erzählen von den persönlichen Erfahrungen als junge, schwarze Frau in einer überwiegend weißen Umgebung und werden auf Englisch, Igbo, Deutsch und „D-Englisch“ geschrieben, aufgeführt und teilweise musikalisch unterstrichen“, heißt es in der Jurybegründung.

Weitere Preise gingen an Zarko Jankovic, Kristijan Jozef Miksche, Ioana Spataru, Sabine Schönfellner, Ganna Gnedkova, Emre Akal, Amina Kurbanova, Ceren Yilmaz und an Schüler:innen des WRG 8 Feldgasse, betreut von Sonja Fercher.

Die Exil-Literaturpreise werden seit 1997 vergeben und dienen zur Förderung der Literatur von Autor:innen, die aus einer anderen Kultur und Erstsprache kommen und in deutscher Sprache schreiben. Teilnahmeberechtigt sind Personen, die

mindestens seit einem halben Jahr in Österreich leben.

2021 werden die Exil-Literaturpreise zum 25. Mal vergeben.

Einsendeschluss Prosa und Lyrik:  
**30. Mai 2021**

Einsendeschluss Schulprojekte und Jugendtexte:  
**30. Juni 2021**

Einsendungen (nur digital) an:  
[verein.exil@inode.at](mailto:verein.exil@inode.at)

Für detaillierte Information:  
[www.zentrumexil.at](http://www.zentrumexil.at)

## Gedenken an die Wiener Geserah

Gemeinsam mit der **Israelitischen Kultusgemeinde** gedachte die **Universität Wien** der **Wiener Geserah** vor 600 Jahren – Geserah, hebräisch für Verhängnis, steht für die Zerstörung der jüdischen Gemeinschaften im Herzogtum Österreich am 12. März 1421 mit der Ermordung von mindestens 200 Jüdinnen und Juden.

„Gerade auch für die Universität gilt der Befund der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann: Nicht das Vergessen, sondern das Erinnern wird zum Motor der Erneuerung, wenn es sich

zugleich als Basis für das neue Selbstbild erweist“, so Rektor Heinz W. Engl.

Die Rolle der Universität bei den Ereignissen vor 600 Jahren bestand in der Legitimierung der Gewalt und Vertreibung. Kurz vor Beginn des Pogroms setzte die Theologische Fakultät der Universität Wien Juden mit Häretikern gleich. Nach der Zerstörung der Wiener Synagoge erhielt die Universität Wien deren Steine als Baumaterial und profitierte damit, wie viele andere Bewohner:innen der Stadt, vom Pogrom.

## Im Gedenken an die Opfer des Rechtsterrorismus

Wir trauern und erinnern

**GÖKHAN GÜLTEKİN | 37**

**SEDAT GÜRBÜZ | 30**

**SAID NESAR HASHEMI | 21**

**MERCEDES KIERPACZ | 35**

**HAMZA KURTOVIĆ | 22**

**VILI VIOREL PĂUN | 23**

**FATİH SARAÇOĞLU | 34**

**FERHAT UNVAR | 22**

**KALOYAN VELKOV | 33**

ermordet am 19. Februar 2020 in Hanau

**#saytheirnames**

**RADIO STIMME**  
DIE SENDUNG FÜR KOPFHÖRER\_INNEN  
**SUCHT NEUE**  
**REDAKTEUR\_INNEN**

**DU BIST NEUGIERIG?**

Infotermine finden im April im Park statt.

Mehr Infos und Anmeldung unter [www.radiostimme.at/mitmachen](http://www.radiostimme.at/mitmachen)



Wenn sich derzeit ein Thema in der Häufigkeit medialer Präsenz mit der Berichterstattung rund um die Pandemie messen kann, dann ist es die Sprache bzw. sprachliches Handeln. Die Verabschiedung des deutschen Wörterbuchs Duden vom generischen Maskulinum Anfang 2021 hat dieser Debatte vermutlich den letzten Schub gegeben. Das Ausmaß der von tiefer Empörung von Befürworter:innen und Gegner:innen des geschlechtergerechten Formulierens begleiteten Debatte ist vielmehr dem unheimlichen Emotionalisierungspotenzial der Sprache geschuldet. Wie wäre sonst folgende Aussage in einem Leserbrief zu erklären, die Armin Wolf in seinem Blogbeitrag vom 11. 3. 2021 zitiert: „Gendern ist (...) der Versuch bestimmter Kräfte, die Kontrolle über unser Denken (...) zu erlangen. (...) Wehret den Anfängen!“

Neben der Forderung nach der expliziten Verwendung der weiblichen Form statt des generischen Maskulinums sowie weiterer Zeichen, um alle Geschlechter zwischen Frau und Mann miteinzuschließen, geht es in den Debatten um zwei weitere Aspekte des Sprechens und Schreibens, erstens um sensiblen Sprachgebrauch, nach dem Menschen mit Begriffen angesprochen werden sollen, die sie sich wünschen – ohne „Das haben wir schon immer so gesagt“ oder „Ich meine es aber nicht böse“. Und zweitens um den meist umstrittenen Aspekt, der sich an die Frage anlehnt, wer über wen sprechen/schreiben darf. Dieser Tage sehr prominent an der Debatte rund um die möglichen Übersetzer:innen der Gedichte der jungen US-amerikanischen Lyrikerin Amanda Gorman auszumachen.

Was die geschlechtergerechte Formulierung betrifft, hat die **Stimme** die Wahl des geschlechterumfassenden Zeichens immer ihren Autor:innen überlassen. Uns ist auch klar, dass es keine Garantie gibt, niemals verbal zu diskriminieren. Worauf es im Sprachverhalten trotzdem ankommt, ist Thema dieser Schwerpunktausgabe.



In einem einleitenden Text blickt **Hakan Gürses** auf den Kampf gegen sprachliche Diskriminierung zurück und setzt sich mit der aktuellen „Politik der Zeichen“ auseinander – mit Sorge um die Verdrängung von Werten wie Menschenrechte, Gleichheit oder Solidarität im Namen der Identitätspolitik. Hakan gilt ein besonderer Dank für seine Unterstützung bei der Konzeption dieses Heftes.

„Wer darf über wen schreiben?“ Eine, die es wissen muss, wie diese Frage in der Welt der Literatur diskutiert wird, ist **Jessica Beer**, Programmleiterin Literatur im Residenz Verlag. Ihr Text handelt von der Bedeutung der Sprachpolitik für literarisches Schaffen.

Nicht verständliche Sprache erzeugt für Menschen mit Lernschwierigkeiten Teilhabebarrrieren. Die Sozialwissenschaftlerin **Petra Flieger** untersucht die Rolle der Leichten Sprache in der Bekämpfung von Machtverhältnissen.

Wie können wir die zweifellos notwendige, aber zumeist unverhältnismäßig aggressiv geführte Debatte um die Sprache in eine ruhigere Bahn führen? Wir sprachen mit **Vlatka Frketic** und **Persson Perry Baumgartinger**, beide seit Jahren mit Sprache und Diskriminierung befasst, über Respekt, Empathie und die Macht der Deutungshoheit.

Wir wollten auch wissen, welche Diskussionen dazu innerhalb etablierter Medien laufen. **Romana Beer** hat den ORF-Moderator **Tarek Leitner** und die stellvertretende Standard-Chefredakteurin **Nana Siebert** nach dem Stellenwert sensiblen Sprachgebrauchs in ihren Redaktionen gefragt.

Unter dem Motto „Worte trennen – Bilder verbinden“ entwickelte **Otto Neurath** in den 1920er Jahren die Wiener Methode der Bildstatistik. Sein Ziel: die Demokratisierung des Wissens. **Julia Schönherr** sprach mit dem Neurath-Forscher **Günther Sandner** über die Entwicklung und das Scheitern dieser Universalprache.

Mit der Macht des Sprechens über andere und der Notwendigkeit, selbst das Wort zu ergreifen, befassen sich **Assimina Gouma** und **Julija Stranner**.

Die **Initiative Minderheiten** – und mit ihr die **Stimme** – feiern heuer den **30. Geburtstag**. Die Ermutigung von minoritären Allianzen war stets im Fokus unserer Aktivitäten. Aber wie sehen das heute junge Aktivist:innen? **Cornelia Kogoj** wollte es wissen und brachte **Lara Guttmann**, **Isabel Frey**, **Heline Ahmad** und **Ara Bardtarkhanian** an einen Tisch. Lesen Sie in der ersten Folge des Stimme-Talks „Junger Aktivismus und minoritäre Allianzen“, was sie zu sagen haben.

## Autobiografische Notiz in Stimmungsbildern

Vor 40 Jahren, im März 1981, verließ ich Istanbul in Richtung Wien. Das war der Beginn meines halbfreiwilligen Exils.

Das Militär hatte sechs Monate zuvor geputscht und eine Schreckensherrschaft mit Massenverhaftungen, Folter und vollstreckter Todesstrafe errichtet. Ich wurde nicht unmittelbar verfolgt, in meinem Fall war es dennoch ratsam, das Land zu verlassen. Der Ausnahmezustand mitsamt den nächtlichen Ausgangssperren, die stets präsente Angst und die depressive Kollektivstimmung boten ohnehin keine angenehmen Lebensumstände. Also packte ich meine Siensachen, stieg in den Bus ein und kam nach Wien, und einen Monat später wurde ich 20.

Ursprünglich war es als vorübergehender Aufenthalt irgendwo im Ausland geplant (ich glaube, jedes Exil wird nur für eine kurze Zeit in Kauf genommen). Doch entwickelte sich mein Geburtsland in den 1980er Jahren nicht in Richtung Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Die vom Militär veranlasste neue Verfassung war repressiv und (wie man heute sagen würde) illiberal. Ich sah keine Möglichkeit, dorthin zurückzukehren.

Die 1990er Jahre wiederum empfanden viele Türk\*innen als die Zeit des Um- und Aufbruchs: Die meisten meiner Bekannten hatten inzwischen eine Familie gegründet, eine Wohnung und ein Auto gekauft; die Wirtschaft war im Wachsen, die Kinder besuchten nebst Kindergarten und Privatschule nun auch Ballett- oder Klavierunterricht. In Kunst und Kultur passierte viel, und es gab nun unzählige Privatfernsehsender. Wenn ich mal wieder in der Türkei auf Besuch war, hörte ich so manchen Freund sagen: „Es geht bergauf!“

Kurdische Bürger\*innen des Landes hatten aber keinen Grund zum Lachen. Eine enorme Intensivierung der Staatsgewalt, andauernde Unterdrückung und tägliche Entwürdigung erlebten die Kurd\*innen in ihren Städten und Dörfern, die zwangsevakuert oder zerstört wurden. In den sensationslüsternen Zeitungen wurden jene kurdischen Männer und Frauen als Terroristen bezeichnet, die aus Protest öffentlich Selbstmord begangen hatten. Ich hörte für fast ein Jahrzehnt auf, türkischsprachige Medien zu verfolgen. Ich schrieb und las kaum mehr Türkisch, fuhr nur mehr wie ein Tourist (der ich inzwischen sowieso schon geworden war) in die Türkei und traf nur einige wenige Freund\*innen, die in einer Art innerem Exil lebten.

Doch waren die auslaufenden 1980er und die 1990er Jahre auch in Österreich kein Honiglecken. Die Politik orientierte sich zunehmend an Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, die Stimmung in der Bevölkerung war, gelinde gesagt, *xenophob*.

Inzwischen war ich österreichischer Staatsbürger geworden (weswegen ich meine türkische Staatsangehörigkeit aufgeben musste). Die Türkei rückte ein Stück weiter weg. Doch wuchs auch in Österreich das Gefühl der Unsicherheit.

Anfang der 2000er Jahre kam Hoffnung auf. Die neue Regierung in der Türkei entmachtete die zivile und militärische Bürokratie mitsamt ihrer „Kemalismus“ genannten, etatistischen Ideologie zum ersten Mal in der Geschichte der Republik. Eine leichte Brise von Freiheit und Frieden schien die übelriechenden unterirdischen Gänge des tiefen Staates auszulüften. Ich dachte wie viele andere „Putschflüchtige“, dass die neue Regierung zwar eine islamistische Schlagseite haben mochte – als demokratisch gesinnte Gläubige stellten die Neuen aber eine Alternative dar im Vergleich zum faschistoiden, alten Establishment mit laizistischem Antlitz. (Doch würde ich bald einsehen müssen, dass dies eine Illusion war.)

Die 2000er hatten in Österreich mit einer Wende anderer Art begonnen: mit Schwarz-Blau. Viele Freund\*innen schmiedeten Auswanderungspläne. Wohin sollte ich denn auswandern? Eine Rückkehr in die Türkei stand für mich sowieso schon lange nicht mehr auf der Tagesordnung. Ich hatte hier bereits viel zu starke persönliche Verbindungen aufgebaut.

Der Rest der Geschichte ist wohl allzu bekannt. Der „arabische Frühling“, die „Occupy“-Bewegung, die weltweiten Aufstände auf öffentlichen Plätzen waren wohl eine Folge der sogenannten Weltfinanzkrise. Sie alle ließen die Hoffnung auf internationale Solidarität und soziale Veränderungen aufkeimen. Denen folgte aber bald die autoritäre Antwort der Macht – von Bolotnaja-Platz in Moskau bis Gezi-Park in Istanbul zerfiel der Protest unter der eisernen Faust des Neo-Bonapartismus.

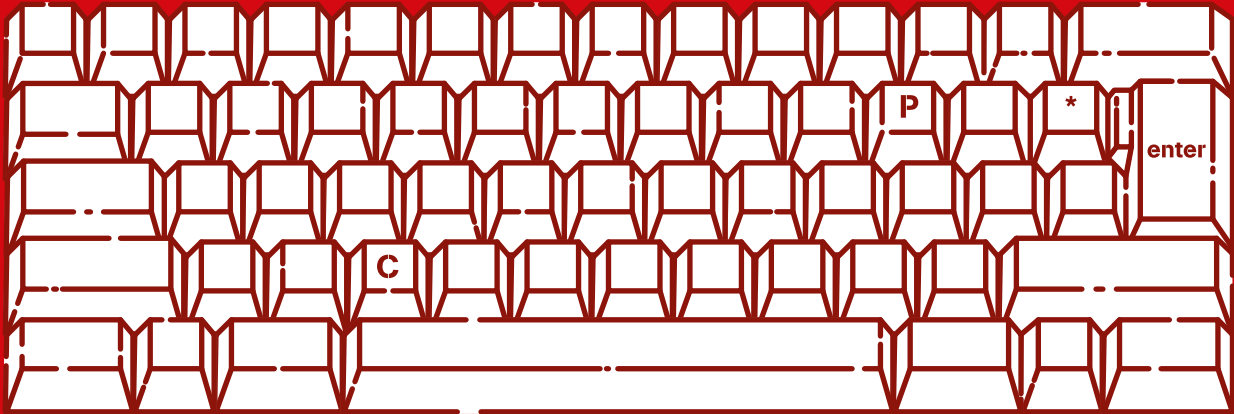
Dutzende Staaten in fast allen Erdteilen werden heute von „charismatischen“ Despoten mit formaldemokratischer Legitimation regiert. Gleichgeschaltete Medien, zerstörte Rechtsstaatlichkeit, ausgeschaltete Opposition, um sich greifender Autoritarismus – zudem naturgemäß ein minderheitenfeindliches Klima ... Jüngst wurde sichtbar: Auch die Pandemie wird instrumentalisiert, um den Ausnahmezustand für immer auszurufen. Der Sumpf des von der Korruption begleiteten Autoritarismus wird, wiewohl noch in rudimentären Zügen, auch in Österreich wahrnehmbar.

40 Jahre nach dem Verlassen eines Landes, das ich inzwischen verloren habe, sitze ich nun hier in meinem geliebten Wahl-Zuhause und sehe in all dieser Finsternis einem anderen Lebensalter entgegen – voller Angst, ein weiteres Land zu verlieren. Und ich merke: Dem Exil konnte ich in all den Jahren niemals enttrinnen.



Die  
Grenzen  
meiner  
Welt

Schauplatz Sprache



Möge Nietzsche, der sich über Goethes berühmteste Zeile lustig machte<sup>[1]</sup>, im endgültigen Jenseits von Gut und Böse weghören – ich muss sie nämlich in der vorliegenden Sache aussprechen: **Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust**. Es geht um Sprache, und um etwas mehr.

# Politik der Zeichen

**E**igenzitat ist zwar zum Fremdschämen, aber bei so viel Seele sei es einmal erlaubt: Es war vor fast genau 25 Jahren; für die **Stimme**, die dem Schwerpunkt „Antidiskriminierungspolitik“ (Nr. 20) gewidmet war, verfasste ich einen Text mit dem Titel „Political Correctness, Personal Computer und andere Sprachspiele“. Ich ergriff darin Partei für PC, und damit meine ich nicht den Personal Computer. Der Text rief damals bei vielen Freund\*innen mildes Lächeln und Kopfschütteln hervor.

## PC und Identitätspolitik

In all den Jahren waren wir in der **Stimme** (und als *Initiative Minderheiten*) politisch korrekt, in einer Zeit, in der PC tatsächlich noch als Abkürzung des Rechners verstanden wurde und es das Unwort „gendern“ noch nicht gab. Die Anstrengungen

der Minderheiten gegen die eigene Diskriminierung, welche auch in der Sprache stattfanden – wir versuchten, diese Anstrengungen sichtbar zu machen und nahmen selbst daran teil. Diskriminierte Gruppen mit den Eigenbezeichnungen anzusprechen, war zunächst eine Frage des Respekts: *Schwarze, MigrantInnen,*

*Lesben und Schwule, Roma und Sinti* oder *Behinderte* waren in den 1990er Jahren Alternativen zu jenen verletzenden Substantiven, mit denen Angehörige dieser Gruppen in der langen Geschichte ihrer Diskriminierung diffamiert worden waren. Keine Frage, Sprache mit all ihren (nicht nur beschreibenden, sondern



auch die Realität mitgestaltenden: *performativen*) Bildern und mächtigen Klischees war und ist ein wichtiger Schauplatz auch der sozialen Kämpfe.

Wir sind, so glaube ich, bis heute politisch korrekt geblieben. Auch ich ersetzte inzwischen das Binnen-I durch den Unterstrich und diesen dann durch den Stern. Ich glaube, dass es noch immer viel Platz für Gerechtigkeit gibt zwischen den Buchstaben. Das also ist die eine Seele von mir. Die erste.

Eine tragische Formulierung ließ mich indes damals aufhorchen. Am 5. Februar 1995 explodierte in Oberwart eine Bombe und tötete vier Männer, die ein Schild mit der Inschrift „Roma zurück nach Indien“ vor ihrer Siedlung entfernen wollten. Der Täter hatte nicht das Z-Wort auf das Schild geschrieben, sondern die Eigenbezeichnung der Gruppe: Roma. Er hatte zudem die These übernommen, die vor allem von Roma selbst vertreten wird, dass sie nämlich aus Indien stammten. Kurz, das todbringende Schild war, sprachlich betrachtet, politisch korrekt. Da fiel es mir wohl das erste Mal so frappierend auf, dass PC auch für gegenteilige Zwecke instrumentalisiert werden kann.

Wir waren ohnehin nicht unkritisch einem Geist gegenüber, der schon lange „Identitätspolitik“<sup>[2]</sup> genannt wird. Dass nämlich ein Flügel der sozialen Bewegungen die partikularen Bedürfnisse und Interessen, die Ermächtigung und gesellschaftliche Anerkennung der eigenen Gruppe ins Zentrum politischer Kämpfe setzt und sich weniger um allgemeingül-

tige, universelle Ziele und „Werte“ wie Menschenrechte, Gleichheit oder Solidarität kümmert. Diesem Thema haben wir Veranstaltungen und Hefte gewidmet und darin, bei allem bedingungslosen Engagement für Minderheiten, auch eine kritische Position vertreten – was uns von Seiten mancher minoritären Gruppe Ablehnung eingebracht hat.

---

## Meine zweite Seele

---

Jahre vergingen. Es zogen *Queer Theory*, *Postcolonial Studies*, *Critical Whiteness* und andere akademische Orientierungen ins Land. Der Jargon änderte sich. Die Eigennamen der Gruppen auch. In einem Atemzug von „Lesben und Schwulen“ zu reden, galt nun nicht nur als mangelhaft, sondern auch schändlich, da nicht-binäre Genderbezeichnungen dadurch unsichtbar gemacht wurden. Zu *People of Color* zählte man neben Angehörigen der Black Community jetzt etwa auch muslimische Frauen, nicht aber Jüdinnen und Juden. *Trigger-Warnung* ersetzte die Ideologiekritik; Tilgung und Tausch von Wörtern in Druckwerken die historische Kontextualisierung. Das Wort „Identitätspolitik“ verwandelte sich selbst und wurde zum Namen der Weltansicht von alten weißen Männern. Eine Strategie des Boykottierens, Absagens und Verbotens kam auf, welche unter der (nicht minder dämlichen) Fremdbezeichnung *Cancel Culture* derzeit die politische Bühne mitgestaltet und dabei jeden\*/jede\* gern auch der *kulturellen Aneignung* bezichtigt.

Ich weiß nicht, ob ich diese Fortführung der Korrektheit mit identitären

Mitteln genauso überzeugt praktizieren kann wie das, was ich bisher unter Political Correctness verstanden habe. Gewiss, man könnte das Argument in Stellung bringen, ich sei inzwischen älter geworden, somit konservativer. Und die Gesellschaft ändere sich und mit ihr die Sprache usf. Was sich gegen diese Neukonstellation der „widerständigen Politik“ in mir sträubt, geht allerdings auf eine alte Skepsis zurück, die nun, ebenso wie ihr Gegenstand, deutlichere Konturen angenommen hat: das Gesetz der Gruppe, die Macht der kollektiven Identität, der Wettbewerb des Opferstatus, das Dogma und die Doktrin.

Nämliche Skepsis und Angst sind Folgen meiner Biografie, die in den 1970er Jahren in und durch Umgang mit vulgärmarxistischen und sanktionsbereiten linken Gruppen mitgeformt wurde. Ich lernte als sehr junger Mensch den verbalradikalen Neusprech kennen und den Ausschluss aufgrund der Abweichung. Ich erkannte, wie sich Gruppenzwang und Kollektivprimat anfühlen, und begriff nach und nach, dass es nicht die Revolution ist, die ihre Kinder frisst, sondern umgekehrt: Die Kinder fressen ihre Revolution.

Das ist die zweite Seele in meiner Brust. Auch das ist Erfahrung, die zählen muss, und nicht nur ein Leben in diskriminierenden Strukturen (welche ich übrigens als Migrant ebenfalls am eigenen Leib erleben durfte). Hinzu kommt noch die bittere Erkenntnis, dass ich zum „Täter“ wurde – insofern, als ich den Weg für die heutige *identitäre Linke*<sup>[3]</sup> unwissentlich mitbereitet habe.

Die Geister, die meine erste Seele gerufen hat, drängen heute meine zweite zur gegnerischen Seite auf jenem Kriegsschauplatz, der Sprache heißt. Ich habe aber nicht vor, mich dorthin zu begeben, und die einzige Möglichkeit, sich nicht zur Macht drängen zu lassen, erblicke ich in dem Versuch, diese Zwänge zu verstehen und das Verstandene warnend zu teilen.

---

<sup>[1]</sup> „Ein Deutscher, der sich erdreisten wollte, zu behaupten ‚zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust‘ würde sich an der Wahrheit arg vergreifen, richtiger, hinter der Wahrheit um viele Seelen zurückbleiben“ (Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, Achtes Hauptstück, §244, Köln 1994: 177).

<sup>[2]</sup> Da diese Politik auch einen gesellschaftskritischen Aspekt besitzt, verwende ich lieber den Begriff idiotopische Kritik (vgl. Hakan Gürses: *Die größten Kritiker der Elche sind heute welche*. Oder: Ist eine „atopische Kritik“ möglich? 2008. Online unter: <https://transversal.at/transversal/0808/gurses/de?hl=hakan%20g%C3%BCrses> [Stand: 04.03.2021]).

<sup>[3]</sup> Vgl. Caroline Fourest: *Generation Beleidigt*. Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Über den wachsenden Einfluss linker Identitärer. Berlin 2020.



## Das Spiel der Bezeichnung

Was sich heute auf Seiten der Macht und des partikularen Widerstands tut, ist eine Politik, die alle symbolischen Felder umkämpft. Eine solche „immaterielle“ Politik scheint andere, „materiell“ zu nennende Quellen des Politischen (Produktions- und Reproduktionsverhältnisse, Umverteilung, Eigentum etc.) zu überlagern. Wieder einmal steht das Kulturelle scheinbar dem Sozialen entgegen, wobei sich das Soziale – wie es seinerzeit Bourdieu und heute Reckwitz<sup>[4]</sup> gezeigt haben – mittlerweile vornehmlich über das Kulturelle artikuliert. Ich möchte diese seit den 1990er Jahren immer stärker werdende Tendenz und deren strategische Gestalt „Politik der Zeichen“ nennen.

Dieser Politik geht es eben um Zeichen – in beiderlei Sinne des Wortes. Zunächst um sprachliche, kulturelle, attitudische oder bildhafte Zeichen, kurz: um das Spiel der *Bezeichnung*. Paradoxerweise wurde aber darin *Bedeutung von Hinweis* nahezu gänzlich verdrängt. Nicht das Gesagte (der „Inhalt“) steht im Zentrum, sondern das sprechende Subjekt. Die Frage „Wer spricht?“ lässt die Frage „Was wird gesagt?“ gar nicht erst aufkommen. Umgekehrt spielt das Gesagte die Rolle eines Zeichens, indem es unmittelbar zum (Gruppen-)Subjekt zurückführt: Dieses kann nur ein X oder ein Y gesagt haben, das Gesagte

ist also ein Zeichen: für einen weißen Cis-Diskurs, für ein Narrativ alter weißer Männer, für das Framing durch privilegierte Weiße usf. Insofern ist diese Politik doktrinär und ihre Sprache jargonhaft.

Der zweite Aspekt der Politik der Zeichen besteht darin, *Zeichen zu setzen*. Alles, was gesagt oder getan wird, ist vor allem ein politisches Symbol: dass nämlich das Gesagte oder Getane die Funktion hat, auf eine *Haltung* hinzuweisen. Wir tun zwar nicht wirklich etwas, sondern setzen ein Zeichen; tun folglich so, als ob ... Darum ist das Resultat der Politik der Zeichen stets ein mittelbares und selbstbezügliches. Sie bewirkt zwar längerfristig Veränderungen, aber diese finden vor allem selbst im Reich der Zeichen statt: Zeichen setzen, die Zeichen setzen. Um ein trauriges (und keineswegs zynisch gemeintes) Beispiel zu geben: Die Proteste gegen die Ermordung von George Floyd durch Polizeigewalt im Mai 2020 führten mancherorts ausschließlich dazu, Denkmäler zu zerstören und eine Diskussion über die postkoloniale Zeichensetzung im öffentlichen Raum anzufachen.

Diese Politik steht in einem Wechselspiel mit dem Dreieck „Verweigerung-Empörung-Verzicht“.<sup>[5]</sup> Sie nimmt es in Kauf, auf Wörter und Produkte zu verzichten, wenn sie diese als „(post-)koloniale epistemische Gewalt“

identifiziert. Sie will auf Personen und deren (etwa künstlerische) Arbeiten, Episoden der Geschichte und kanonisierte Werke, auf (als universell geltende) Werte sowie auf politische Bündnisse (zum Teil durchwegs auch auf minoritäre Allianzen) verzichten – um sich dem System zu verweigern. Und Empörung hat diese Politik der Zeichen zu ihrer wichtigsten Strategie erkorren. Sie favorisiert das Gebirge der Kultur für ihre Gipfelstürme. Es ist auch kein Zufall, dass Universitäten, und hierin vornehmlich die kulturwissenschaftlichen Fakultäten, ihr Basislager bilden.

Derweil blühen Ausbeutung, Diskriminierung und Verfolgung von Minderheiten sowie (u. a. staatliche) Gewalt gegen ihre Angehörigen munter weiter. Während die Macht kulturelle Errungenschaften der widerständigen Zeichenpolitik Stück für Stück an sich gliedert (man möge sich nur die Fernsehwerbung anschauen), büßt Political Correctness wegen der identitären Exzesse ihre politische Bedeutung und wird zur Farce. Es gelingt uns deswegen auch nicht mehr, die rechte Kritik an der PC als Machtdiskurs aufzuzeigen und zu kritisieren.

Was zwischen dem materiellen und dem immateriellen Modus des Politischen leicht in Vergessenheit gerät, sind die *Machtverhältnisse*. Was die Politik der Zeichen nicht begreifen kann: Die Macht übernehmen zu wollen, ist keine Kritik daran. —

<sup>[4]</sup> Vgl. Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2019.

<sup>[5]</sup> Ich habe dieses Dreieck in verschiedenen Kontexten zu beschreiben versucht, etwa in meiner *Stimme*-Kolumne *Stimmilage* (Nr. 105, Nr. 110 und Nr. 111), dem Vortrag „Empörung, Verweigerung und Verzicht als neue Akte des Widerstands in der Gegenwart“, 2020 (online unter: <https://explore-skgt.at/wordpress/explore-fm/> (Stand: 4.3.2021)) sowie im Beitrag: Verzicht, Synchronie, Macht. In: Marc Hill und Caroline Schmitt (Hg.): Solidarität in Bewegung. Neue Felder für die Soziale Arbeit, im Erscheinen.

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung.

# Wirklichkeit mit Gender\*

#dignidad literaria

Wenn wir über die aktuellen Auswirkungen und die Bedeutung von Sprachpolitik für literarisches Schreiben nachdenken, so kristallisieren sich sehr schnell zwei umkämpfte Diskussionsfelder heraus: Zum einen die Frage „Wer darf über was schreiben?“, also der Versuch, die Debatten über kulturelle Appropriation auf das Feld der Literatur zu übertragen, zum anderen die im engeren Sinne sprachpolitische Forderung nach der Verwendung von nichtdiskriminierenden Begrifflichkeiten bzw. solchen, die den Selbstdefinitionen minoritärer Gruppen entsprechen.

Allen Debatten um Sprachpolitik und Literatur gemeinsam ist, dass die Protagonist\*innen literarische Texte durch die Brille kulturwissenschaftlicher, insbesondere postkolonialer Theoriebildungen nicht nur lesen (das hatte schon Edward Said getan, der die Gewalt der britischen Kolonialherrschaft zwischen den Zeilen der englischen Romane des 19. Jahrhunderts aufspürte), sondern auch – und das ist neu – selbst schreiben oder dieses Schreiben einfordern. Was bei Said zu einer kritischen Relektüre des Kanons führte, wird hier nicht nur zur Forderung nach einem neu-

en Kanon, sondern steckt auch den engen Korridor ab, wie und von wem an diesem Kanon weitergeschrieben werden soll und darf.

## #dignidadliteraria

Als die weiße US-Schriftstellerin Jeanine Cummins 2020 den Roman „American Dirt“ herausbrachte, wurde sie zunächst hochgelobt, weil sie mit Realismus und Empathie das Schicksal illegaler mexikanischer Migrant\*innen in den USA sichtbar machte. Bald jedoch schlug die Stimmung um, und das in einer

Heftigkeit, wie wir sie vielleicht von der Debatte um das Bild der weißen US-Künstlerin Dana Schutz kennen, die den ermordeten Afroamerikaner Emmett Till gemalt hatte und das Bild auf der Whitney-Biennale 2017 in New York ausstellte. Jedenfalls wurde Jeanine Cummins unter dem Hashtag #dignidadliteraria in Blogs und Rezensionen vorgeworfen, sie würde mit dem Buch das Verbot der kulturellen Aneignung überschreiten, indem sie Mexiko und die Lebenssituation der Migrant\*innen darstelle, wozu sie grundsätzlich als weiße Autorin nicht berechtigt

"... in the pages of novels,  
 "I" have been both  
 male and female, adult and child,  
 gay and straight, black, brown, and white,  
 liberal and conservative, funny and tragic,  
 religious and godless,  
 not to mention alive and dead."



Zadie Smith | Fascinated to Presume. In Defense of Fiction.

sei. Der gewählte Hashtag macht sehr deutlich sichtbar, um was es hier geht: um die Würde derjenigen, die sich in „American Dirt“ in verletzender, stereotyper Weise oder von falscher Seite beschrieben fühlten.

Lesereisen mussten abgesagt werden und schließlich entschuldigten sich sowohl der Verlag als auch prominente nichtweiße Leser\*innen, die das Buch zuvor gelobt hatten, wie Oprah Winfrey oder Selma Hayek, ihre Begeisterung sei wohl das unreflektierte Ergebnis einer zu kurzichtigen Lektüre gewesen. Der Roman habe sie also in gewisser Weise mit der Macht seiner erzählerischen Mittel zu Gefühlen verführt, die sie in späterer Selbstkritik als nicht adäquat erkannt hätten.

Cummins wurde vorgeworfen, sie schlachte das Schicksal mexikanischer Migrant\*innen aus, wozu sie aufgrund fehlender eigener Erfahrung kein Recht habe, kurzum, sie betreibe „Geschichtenklau“. Dem zugrunde liegt die Vorstellung, Geschichten „gehörten“ denjenigen, von denen sie handelten, deren Erfahrungen sie erzählten.

Dass sich hier weiße Autoren mit dem Anspruch, seit jeher über alles schreiben zu dürfen, dagegenstellen, ist nicht weiter interessant. Spannend – und für mich sehr überzeugend – ist aber die Argumentation, die die britisch-jamaikanische

Schriftstellerin Zadie Smith in ihrem großartigen Essay „In Defense of Fiction“ versucht: Smith schreibt, es sei zwar verständlich, wenn sich marginalisierte Gruppen mit dieser Forderung vor weiterer Diskriminierung schützen wollten und damit das Recht beanspruchten, „für sich und über sich“ selbst zu sprechen, allerdings sei dieses „Selbst“ eben weder eindimensional noch linear. Im Gegenteil: Es sei vielstimmig und habe Anteil an Erfahrungen, die keineswegs auf die Zugehörigkeit zu class, race oder gender zu reduzieren seien. Und auch wenn – oder vielleicht gerade weil – Fiktion fundamental zur Unverlässlichkeit und zur Vereinnahmung fremder Erfahrungen neige, sei eben Fiktion auch idealerweise vielstimmig, empathisch und untrennbar einem universalistischen Anspruch verbunden.

Wenn Zadie Smith die Freiheit der Fiktion mit „All storytelling is the invitation to enter a parallel space, a hypothetical arena, in which you have imagined access to whatever is not you“<sup>[1]</sup> verteidigt, so tut sie dies nicht nur als Schreibende, sondern vor allem auch als Lesende, die ihren Lektüren den Zugang zu und das Verständnis für unterschiedlichste fremde, andere Erfahrungen verdankt. Nicht nur hätten weiße Leser\*innen durch die Romane von Toni Morrison wesentliche Einblicke in die Lebensbedingungen Schwarzer Menschen gewonnen, auch Morrison selbst

habe andererseits nie verheimlicht, wie viel sie den Werken von William Faulkner verdanke. Dasselbe gilt laut eigener Aussage auch für James Baldwin. Literarische Genealogien verlaufen eben komplexer, als eine eindimensionale Lesart es wahrhaben möchte.

In einer Diskussion über literarische Aneignung (Oktober 2020, Literaturforum im Brechthaus) argumentiert Saba-Nur Cheema, Leiterin der Pädagogischen Programme und Projekte der Bildungsstätte Anne Frank, ganz ähnlich: „Was mir in dieser Debatte fehlt, ist die Frage, wie sich Solidarität ausdrücken kann. In Zeiten, wo völkisches Denken eine Konjunktur erlebt, ist dies ein gefährlicher Essentialismus – nur schwer von einem rechten Essentialismus zu unterscheiden. Es entscheidet nicht mehr die politische Haltung eines Autors, sondern seine Zugehörigkeit, sein ‚Wesen‘.“ Dieser Gefahr, denke ich, gilt es sich zumindest bewusst zu sein, wenn die eigene Erfahrung als Besitz und das Schreiben über sie als exklusives Recht reklamiert wird. Und es gilt, auch die Ambivalenz im Blick zu behalten, wenn Empathie und gesellschaftliche Wahrnehmung einerseits eingefordert, denjenigen aber, deren Beruf das fiktionale Überschreiten des Eigenen hin zum Anderen ist, das literarische Recht darauf abgesprochen wird.

So wesentlich es ist, dass mit Autor\*innen wie Ronya Othmann, Marko Dinić, Barbi Marković, Nino

<sup>[1]</sup> Zadie Smith: Fascinated to Presume. In Defense of Fiction, The New York Review of Books, 24. Oktober 2019.

Haratischwili, Sasha Marianna Salzmann, oder Sandra Gugić (um nur einige zu nennen) wesentliche, mehr oder weniger autofiktionale Narrative migrantischer Erfahrungen auch in der deutschsprachigen Literatur nicht nur formuliert, sondern auch sehr erfolgreich das Zentrum literarischer Wahrnehmung für sich beansprucht haben, so problematisch ist es, wenn diese Stimmen (mit dem Verweis auf einen biografischen Essentialismus) für sich das alleinige Recht der Beschreibung einer post-migrantischen Realität beanspruchen würden (was die Genannten im Übrigen allesamt nicht tun).

Sich dieses Widerspruchs zwischen fiktionaler Empathie und der Vielstimmigkeit von Narration einerseits und problematischen Aneignungsmechanismen andererseits bewusst zu sein, ist nicht erst durch migrantische Positionen relevant geworden. Es gilt genauso für einen feministischen Anspruch an Literatur, wie die junge österreichische Autorin Katherina Braschel das Dilemma für sich beschreibt: „Ich denke viel darüber nach, was meine gesellschaftliche Position ist und zu welchen Themen ich mir in meinem Schreiben Raum nehmen kann/will/darf/muss. Und wo es wichtig ist, die Stimmen anderer zu multiplizieren, aber sich den Raum selbst nicht zu nehmen. Natürlich ist das auch mit viel Ärger und der Reflexion von Widersprüchen verbunden. Ein gutes Beispiel: Ich will, dass sich Männer auch zu feministischen Themen äußern, gleichzeitig ärgert es mich, wenn dadurch wieder nur Männer die Aufmerksamkeit bekommen (für Sachen, die Frauen schon ewig thematisieren) und denen dann womöglich auch noch für ein *bare minimum* groß auf die Schultern geklopft wird.“

---

### Broken German & Broken Identities

---

Eng verbunden mit der Debatte um das Recht auf Themen und Biografien ist die im engeren Sinne sprachpolitische Kontroverse. Welcher Sprache kann sich literarisches Schreiben bedienen, wenn es

herrschende Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen nicht reproduzieren will? Einer diskriminierungsfreien, gendergerechten, würde man antworten wollen. Wie aber soll mit einer solchen Sprache eine keineswegs diskriminierungsfreie, gendergerechte Welt dargestellt werden, wie soll der eigene politische Kampf zum Thema gemacht werden, wenn das Bekämpfte keine Bühne bekommen soll, wie kann Rassismus aufgezeigt werden, wenn rassistisches Sprechen nicht gezeigt werden darf?

Und weiter: In welcher Sprache soll die Realität migrantischer Erfahrungen erzählt werden? Sowohl Emine Sevgi Özdamar in ihren Erzählungen „Mutterzunge“ (1990) als auch Feridun Zaimoğlu in „Kanak Sprak – 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft“ (1995) setzten damals auf eine Kunstsprache, die zwischen der offensiven Aneignung rassistischer Terminologien und einer Schaffung jener neuen poetischen Bilder changierte, mit denen die Erstsprachen in die neu eroberte deutsche Literatursprache eindringen und sie besetzten. Eine Strategie, die Rap und gelebter Mehrsprachigkeit sicher mehr verdankte als den Kulturwissenschaften.

Heute, 30 Jahre später, lese ich zum ersten Mal einen literarischen Text, in dem das Adjektiv Schwarze großgeschrieben wird, der Begriff BIPoC für in Deutschland lebende Protagonist\*innen mit indischem oder afro-amerikanischem Hintergrund und grundsätzlich das Gender\* im Plural verwendet wird – und sich all das völlig selbstverständlich anfühlt. Es ist nicht mehr der mit den Mitteln der Literatur geführte Angriff auf ein Mehrheitsdeutsch, der in „Kanak Sprak“ oder auch in Tomer Gardis brillantem „Broken German“ (2018) immer mitschwingt. Wie kann das gehen? Und welche Realität wird hier beschrieben? Die Rede ist von „Identitti“ (2021), dem sehr selbstironischen und sehr intelligenten ersten Roman der Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal, und die beschriebene Realität ist im Grunde ein utopisches Biotop: das von politisch bewussten, kritischen, *woken* Menschen

bevölkerte kulturwissenschaftliche Institut einer deutschen Universität. Die Story selbst ist eine Art postkoloniale Campus Novel, aber darum soll es hier nicht gehen.

Vielmehr geht es um die Frage, ob sich in dieser radikal an politischen Kategorien ausgerichteten Sprache auch eine von Widersprüchen, Diskriminierung und mehrheitsgesellschaftlicher Normalisierung geprägte Gesellschaft beschreiben ließe. Und da zeigt sich schnell: Was in theoretischen oder politischen Texten als Kampfbegriffe, als Forderungen oder als utopische Setzungen funktioniert, würde in einem Roman ganz schnell zu einer idealisierenden Art „rosa Brille“, gänzlich ungeeignet zur kritischen Beschreibung von Wirklichkeit.

Viel produktiver ist hier eine Strategie, die die Autorin Kaśka Bryla als „das Besondere zum Allgemeinen machen“ beschreibt: Wer aus einer minoritären Perspektive schreibt, sollte die Welt nicht begrifflich beschönigen, sondern sich das Recht herausnehmen, Repräsentant\*innen minoritärer Erfahrungen in einer durchaus real-rassistischen Wirklichkeit von der Peripherie ins Zentrum des Geschehens zu rücken und dort zu stärken – bis hin zu der Entscheidung, die Bryla in ihrem Debütroman „Roter Affe“ getroffen hat, in dem alle Hauptfiguren migrantisch und/oder queer sind, ohne dass darüber ein Wort der Rechtfertigung verloren wird.

Und wie verträgt sich nun Sprachpolitik mit der Suche nach einer eigenen, individuellen Ausdrucksweise? Hier möchte ich nur mehr die Lyrikerin Caca Savic zitieren: „Ich habe Anschreibungen an diverse Dus, befrage sie und fordere sie auf, aber nie stecke ich sie an den eigenen Hut. Eine Sprache ist bereits verschwunden, wenn eine andere fragmentiert, schreibe ich ein Gedicht. Ein Du rundet die Endungen und schickt mir den Durchschlag.“

---

Jessica Beer ist Programmleiterin für Literatur im Residenz Verlag und Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten.

# Verteilt

## Leichte Sprache

### die Macht

### neu?

Die Forderung nach Leichter Sprache ist eines der zentralen politischen Anliegen von Frauen und Männern mit Lernschwierigkeiten weltweit. Durch schwierige, nicht verständliche Sprache, so deren Argumentation, entstehen Barrieren, die Menschen mit Lernschwierigkeiten von der gesellschaftlichen, politischen und sozialen Teilhabe ausschließen. Doch kann Leichte Sprache historisch gewachsene Machtverhältnisse, die systematisch benachteiligend auf Menschen mit Lernschwierigkeiten wirken, verändern? Dieser Frage geht der folgende Beitrag nach.

Macht bedeutet nach Foucault, dass eine Person auf eine Sache oder auf eine andere Person Einfluss hat bzw. über sie bestimmt. Das kann positive wie negative Auswirkungen haben und spielt sich zwischen Menschen in allen Bereichen der Gesellschaft ab. Mehr oder weniger Macht ist einerseits mit sozialen Positionen wie bestimmten Berufen oder politischen Funktionen verbunden, andererseits wird sie durch gesellschaftliche Institutionen wie das Bildungssystem, politische Instanzen oder Ämter repräsentiert, aufrechterhalten und fortgesetzt.

#### Ungleiche Machtverhältnisse

Macht wird oft in Symbolen ausgedrückt, etwa durch Titel, Gebäude oder den Einsatz von Sprache. In der Gesellschaft ist Macht nicht gleich-

mäßig verteilt, d. h., nicht alle Menschen haben gleich viel Macht und nicht alle können auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse Einfluss nehmen. Um zu beschreiben, wie Macht eingesetzt und weitergegeben wird, erweitert der französische Soziologe Pierre Bourdieu den Begriff von Kapital. Er bezeichnet Kapital als „Machtmittel“ (Bourdieu zit. nach Schwingel 1995: 81), mit dem eine Person in der Gesellschaft Einfluss, Bedeutung und Ansehen hat bzw. wirksam einsetzen kann. Bourdieu unterscheidet verschiedene Formen von Kapital, für die Frage zu Leichter Sprache und Macht soll allerdings der Begriff des kulturellen Kapitals herangezogen werden, bei dem drei Formen unterschieden werden:

- objektiviertes kulturelles Kapital, z. B. Bücher, Gemälde, Kunstwerke oder technische Instrumente;

- inkorporiertes kulturelles Kapital im Sinne von Fähigkeiten und Wissen, die Menschen durch Bildung im weitesten Sinn erworben haben;

- institutionalisiertes kulturelles Kapital, also anerkannte und legitime Bildungstitel (vgl. Bourdieu 1983; Schwingel 1995: 83ff.).

Entscheidend ist, ob kulturelles Kapital gesellschaftlich anerkannt, legitimiert und institutionalisiert ist. Erst „durch den schulischen oder akademischen Titel wird dem von einer bestimmten Person besessenen Kulturkapital institutionelle Anerkennung verliehen“ (Bourdieu 1983: 190). Bestes Beispiel dafür sind anerkannte Bildungsabschlüsse, die ihren TrägerInnen Zugang zu Positionen mit politischer und gesellschaftlicher Macht eröffnen. Menschen ohne entsprechenden Titel können

diese Positionen nicht einnehmen, auch wenn sie dafür kompetent wären und sich das notwendige Wissen – z. B. im Selbststudium – angeeignet hätten.

## Emanzipation durch Leichte Sprache

Behinderte Frauen und Männer kritisieren weltweit seit langem asymmetrische gesellschaftliche Machtverhältnisse, die sie unterdrücken und benachteiligen. Analog der Forderung nach Barrierefreiheit der gestalteten Umwelt von Menschen mit Mobilitäts- und Sinnesbehinderungen ist für AktivistInnen mit Lernschwierigkeiten die Forderung nach Information in Leichter Sprache zentral. Barrierefreiheit ist daher auch als leitendes Prinzip in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen verankert und umfasst hier neben baulichen, sozialen, ökonomischen und kommunikativen Barrieren auch Barrieren bei der Information durch schwere oder schwer verständliche Sprache. Dementsprechend ist die Behindertenrechtskonvention das erste internationale Übereinkommen, das in Leichter Sprache veröffentlicht werden muss.

Neben der Zugänglichkeit von Information, geht es den SelbstvertreterInnen mit Lernschwierigkeiten immer auch darum, für sich selbst sprechen und sich politisch einbringen zu können. Menschen, die über Jahrhunderte als sprachlos gegolten haben, denen weder zugetraut noch zugestanden wurde, für sich selbst zu entscheiden und zu sprechen, ermächtigen sich der Sprache. Sie wehren sich gegen diese unterdrückenden Zuschreibungen und emanzipieren sich mit der Forderung nach Zugang zu Wissen und Information durch Leichte Sprache.

## Symbolisch sichtbar

Texte, die von oder für Menschen mit Lernschwierigkeiten in Leichter Sprache verfasst und veröffentlicht werden, können im Sinne Bourdieus als objektiviertes kulturelles Kapi-

tal verstanden werden. Da es diese Texte erst seit knapp zwanzig Jahren und verstärkt öffentlich sichtbar überhaupt erst seit kurzem gibt, entsteht hier möglicherweise überhaupt eine neue Form kulturellen Kapitals. Texte in Leichter Sprache sind immer häufiger zu finden, z. B. gibt es mittlerweile auf *orf.at* die Kategorie „Nachrichten in einfacher Sprache“. Das ist ein „gesellschaftlicher Anerkennungsakt“ (Schwingel 1995: 89) nicht nur der Texte selbst, sondern überhaupt von Personen mit Lernschwierigkeiten. Das Bereitstellen von Wissen und Information in Leichter Sprache signalisiert ihnen gegenüber Anerkennung und Wertschätzung, macht sie in der Öffentlichkeit symbolisch sichtbar und präsent. Für eine Bevölkerungsgruppe, die historisch durch systematisches Aussondern und Wegsperrern bis hin zu Vernichtung unsichtbar gemacht wurde, ist dies eine beachtliche Errungenschaft.

Doch reicht die bloße Übersetzung und Veröffentlichung von schwierigen Texten in Leichter Sprache, um die stark verankerten asymmetrischen Machtverhältnisse in ihrer Wirkmächtigkeit nachhaltig zu verändern? Erhalten Frauen und Männer mit Lernschwierigkeiten durch Information in Leichter Sprache so viel Macht, dass jahrhundertlang etablierte Machtverhältnisse von Grund auf geändert werden und die Macht zu ihren Gunsten neu verteilt wird? Bisher scheint dieser Effekt nicht eingetreten zu sein und es wäre wohl auch naiv zu meinen, dass dies so einfach passieren könnte. Um mit Bourdieu weiterzudenken: Leichte Sprache kann sich in Form von Texten als objektiviertes kulturelles Kapital möglicherweise gut etablieren, aber vom Status eines institutionalisierten und legitimen kulturellen Kapitals für seine Nutzer und Nutzerinnen ist sie weit entfernt. Texte in Leichter Sprache allein eröffnen Menschen mit Lernschwierigkeiten keine gesellschaftlichen, wirtschaftlichen oder politischen Positionen mit Definitions-, Gestaltungs- und Entscheidungsmacht. Information in Leichter Sprache allein kann den

stigmatisierenden Effekt von Sonderschulbesuch oder den Vermerk des Sonderschullehrplans in Zeugnissen aus Integrationsklassen ebenso wenig überwinden wie die Herabsetzung von behinderten Erwachsenen durch ihren Status als Klient oder Klientin in Behinderteneinrichtungen. Es wäre unzulässig verkürzend, die Veränderung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse auf die Bereitstellung von Information in Leichter Sprache zu reduzieren. Auch um als kulturelles Kapital langfristig erfolgreich etabliert zu sein, muss sich die Weitergabe bzw. Reproduktion von Texten in Leichter Sprache erst beweisen.

Und dennoch: „Die symbolische Überschreitung einer sozialen Grenze hat aus sich heraus eine befreiende Wirkung, weil sie das Undenkbare praktisch heranzuführt“ (Bourdieu zit. nach Krais 2008: 56). In diesem Sinn können Texte in Leichter Sprache am besten als ein Puzzlestein oder ein wichtiger Faktor im großen emanzipatorischen Kampf um Gleichstellung und Anerkennung von Menschen mit Lernschwierigkeiten verstanden werden.

Dieser Text ist die stark gekürzte Fassung des Beitrags „Verteilt Leicht Lesen die Macht neu?“, der 2015 im Sammelband „Leicht Lesen. Der Schlüssel zur Welt“ von Klaus Candussi und Walburga Fröhlich im Böhlau Verlag erschienen ist.

## Literatur:

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt; Sonderband 2). Göttingen, S. 183–198.
- Krais, Beate (2008): Zur Funktionsweise von Herrschaft in der Moderne. Soziale Ordnungen, symbolische Gewalt, gesellschaftliche Kontrolle. In: Robert Schmidt / Volker Woltersdorff (Hg.): Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu. Konstanz, S. 45–58.
- Schultheis, Franz (2008): Symbolische Gewalt. Zur Genese eines Schlüsselkonzepts der bourdieuschen Soziologie, in: Robert Schmidt / Volker Woltersdorff, a. a. O., S. 25–44.
- Schwingel, Markus (1995): Bourdieu zur Einführung. Hamburg.

Petra Flieger ist freie Sozialwissenschaftlerin und seit Mitte der 1990er Jahre mit Leichter Sprache befasst.

# Es geht um Respekt

**D**iskussionen rund um „korrekten“ Sprachgebrauch arten nicht selten in hitzige Streitereien aus – Empörung, Beschämung und ins Lächerliche ziehen inklusive. Romana Beer hat mit Persson Perry Baumgartinger und Vlatka Frketić über die Rolle von Respekt und Empathie, die Macht der Deutungshoheit und die Notwendigkeit, auf diskriminierende Sprache hinzuweisen, ohne zurechtzuweisen, gesprochen.

## Was bedeutet nichtdiskriminierende, inklusive Sprache aus Ihrer Sicht?

**Vlatka Frketić:** Sprache an sich ist weder diskriminierend noch nicht-diskriminierend. Es geht um ihre Verwendung und um den Kontext – auch um den historischen Kontext. Bestimmte Begriffe haben sich zum Beispiel im Nationalsozialismus etabliert und werden bis zum heutigen Tag unkritisch weiterverwendet. Für mich geht es um ein respektvolles, empathisches und achtsames Miteinander. Es gibt Menschen, die in unserer Gesellschaft regelmäßig Diskriminierungen ausgesetzt sind. Ich

muss gar nicht genau wissen, worin diese Diskriminierungen bestehen, sondern den Menschen einfach nur respektvoll begegnen. Wenn ich höre: „Es verletzt mich, wenn du das und das zu mir sagst“, sage ich einfach: „Ja, okay“. Und nicht: „Das habe ich nicht so gemeint“ oder: „Ich meine das ganz anders.“ Denn damit würde ich die respektvolle und achtsame Ebene verlassen.

**Persson Perry Baumgartinger:** Ich finde auch, dass es nicht die eine nichtdiskriminierende Sprache gibt. Es gibt aber Sprachhandlungen, die diskriminierend wirksam sind. Es geht also darum, wie wir die Sprache

verwenden. In Wörtern steckt so viel Geschichte, aber die nichtdiskriminierende Sprache wird meist nur auf der Wortebene diskutiert. „Transsexuell“ ist zum Beispiel ein Begriff, der heute kaum noch verwendet wird, weil er stark pathologisiert. Bis vor kurzem war der Begriff in den Medien noch relativ weit verbreitet. Sprache ist aber noch viel mehr. Grammatik spielt zum Beispiel eine große Rolle – ob und wie ich Menschen erwähne oder nicht. Oder die Semiotik: Wie sind die Schilder am Klo gestaltet? Was auch bedacht werden muss, ist, dass es für manche Lebensweisen (noch) überhaupt keine Sprache gibt.



Eine fiktive Situation: Jemand verwendet in E-Mails statt des generischen Maskulinums das Binnen-I – und erhält die Reaktion, das Binnen-I sei eine binäre Formulierung und nicht geschlechterinklusiv. Was kann man tun, damit Menschen, die sich nicht so viel mit nicht-diskriminierendem Sprachgebrauch beschäftigen, nicht gleich wieder frustriert aufgeben?

**Baumgartinger:** Da geht es wieder um Respekt. Sprache findet nicht nur auf der Wortebene statt. Wenn die Person das Binnen-I verwendet oder in der gesprochenen Sprache die männliche und die weibliche Form sagt, aber das auf eine respektvolle Art und Weise, warum soll ich sie dann kritisieren? Das kommt von der Vorstellung, es gebe eine richtige und eine falsche Sprache. In vielen Texten wird der Asterisk, also der Stern, verwendet, obwohl die Texte geschlechterbinär sind. Da wird die ästhetische Form gewahrt, aber inhaltlich geht es trotzdem nur um Männer und Frauen. In diesem Fall finde ich es ehrlicher, wenn das Binnen-I verwendet wird.

Es geht dabei auch um Deutungsmacht. Wenn ich eine andere Person beschämend zurechtweise, indem ich sage: „Das kannst du doch so nicht sagen“, ist das kein respektvolles Verhalten.

Gleichzeitig ist Sprache ständig in Bewegung. Es ist ein Trugschluss, zu glauben, Sprache wäre etwas Fixes. Davon kommt diese Vorstellung, man müsse anderen sagen, dass sie falsch sprechen. Angenommen, jemand weist mich auf eine antisemitische Metapher aus dem Nationalsozialismus hin – wenn ich dann sage: „Dann werde ich das nicht mehr verwenden“, ist das ein völlig anderer Zugang, als wenn ich antworte: „Jetzt darf man ja gar nichts mehr sagen.“ Es geht immer um den respektvollen Umgang miteinander.

**Frketic:** Das sehe ich genauso. So ähnlich ist es, wenn jemand im Migrationsdiskurs „Ausländer“ sagt und dafür gleich niedergemacht wird. Ich



**„Es ist spannend, welche Lebensentwürfe hinter der Sprachverwendung stecken. Statt verunsichert zu sein, kann man sich einfach in diesem Wortschaumbad baden und es genießen.“**

schaue mir erst einmal an, was die Person denn überhaupt sagen will. Ich würde Leute, die sich in diesen Diskursen – die ja auch ganz stark akademisch verankert sind – nicht auskennen, nicht sofort wegen falscher Ausdrucksweise beschämen oder ausschließen. Oft verwenden Leute, die sich in diesen linken, politischen Kontexten überhaupt nicht auskennen, bestimmte (Tabu-)Begriffe, sind aber die totalen Supporter – oft viel mehr als die Leute, die wissen, wie ich richtig zu reden habe. Und bei denen weiß ich auch oft gar nicht, woran ich bin: Reproduzieren sie nur irgendwelche Phrasen? Natürlich gibt es aber auch diese rassistisch, antisemitisch eindeutigen Begriffe und Metaphern. Da muss man darauf hinweisen – allerdings ohne zurechtzuweisen.

Wer entscheidet, welche Begriffe in Bezug auf nicht-diskriminierende Sprache

verwendet werden sollen und welche nicht? Auch die von Diskriminierung Betroffene haben ja manchmal unterschiedliche Ansichten. Und welchen Stellenwert hat hier die Wissenschaft, zum Beispiel die Sprachwissenschaft?

**Frketic:** Ich komme wieder auf das Respektvolle zurück. Es gibt niemanden, der über die Verwendung der Begriffe entscheiden kann. Erst in der Sprachverwendung wird sich herausstellen, was für die einen das Richtige ist, und es wird immer Leute geben, für die es nicht richtig ist. Ich frage mich immer: Wann muss ich jemanden als was bezeichnen? In einer Runde kann ich ja auch die Frage stellen: „Liebe Leute, wer heißt wie und wer möchte wie angesprochen werden?“ Man muss den Leuten mit Interesse begegnen.

**Baumgartinger:** Sobald eine Sprachform, die widerständig entstanden ist, zur Norm wird, braucht es etwas Neues. Denn ab dann ist eine Deutungshoheit entstanden, die bestimmte Leute für sich nutzen werden, um machtvoller zu sein und andere zu beschämen. Die Sprachwissenschaft ist für mich ein wichtiges Tool, denn die wenigsten Menschen verstehen, wie Sprache eigentlich funktioniert. Es gibt keine Norm. Wir handeln sprachlich und das Handeln ist unsere Sprache. Es gibt keine richtige oder falsche Sprache. Aber: Sprache hat Wirkung und Effekte. Und es ist viel wichtiger, dass wir uns mit den Auswirkungen sprachlichen Handelns auseinandersetzen. Dazu muss man den gesellschaftlichen Kontext, der von Diskriminierungsstrukturen durchzogen ist, mitdenken. Die Debatte, ob es der Stern oder der Unterstrich oder das Binnen-I sein muss, finde ich schade und kontraproduktiv, weil es so eine unglaublich kreative Vielfalt für geschlechtergerechte oder auch rassismuskritische Sprache gibt.

**Frketic:** Es ist toll, wie schnell sich diese Vielfalt vor allem im queeren Bereich entwickelt hat. Es ist spannend, welche Lebensentwürfe hinter der Sprachverwendung

stecken. Statt verunsichert zu sein oder zu sagen: „Ich möchte das ‚richtig‘ haben“, kann man sich doch einfach in diesem Wortschaumbad baden und es genießen.

In der „Zeit im Bild“ wird neuerdings – zumindest teilweise – mittels glottal stop gegendert. Wie finden Sie das?

**Baumgartinger:** Ich finde es super, dass die das machen. Warum nicht? Die Forderungen nach mehr Hörbarkeit und mehr Sichtbarkeit der Geschlechter in der Sprache gibt es ja schon sehr lange. Der Glottisverschluss kommt übrigens aus feministischen Ansätzen und war als hörbares Binnen-I gedacht, jetzt steht er oft für einen hörbaren Stern oder Unterstrich. In Österreich und Deutschland haben die Höchstgerichte entschieden, dass der Staat mindestens drei Geschlechteroptionen beim Personenstand zur Verfügung stellen muss, weil man wissenschaftlich nicht mehr davon ausgehen kann, dass es nur zwei Geschlechter gibt. Und das hat eine ganze Welle in Bewegung gesetzt, weil die Institutionen plötzlich reagieren mussten. Ohne den höchstgerichtlichen Entscheid wäre das nicht so schnell gegangen.

**Frketic:** Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Funktion vom Genderstern. Er wurde als sichtbares Zeichen eingeführt, um das Thema überhaupt besprechbar zu machen – als Brücke, um über Mehrgeschlechtlichkeit zu sprechen. Etwa um in einer Firma eine Diskussion dazu anzustoßen.

**Baumgartinger:** Das zeigt auch wieder, dass Sprache nicht monoton ist. Die einen verwenden den Stern wie du gerade gesagt hast, andere verwenden ihn und meinen trotzdem Zweigeschlechtlichkeit. Wieder andere verwenden ihn, weil es ein Leitfaden vorschreibt. Sprachgebrauch ist nicht einseitig. Und alleine das ist auch ein Grund, Leute wegen ihrer Sprachverwendung nicht zu beschämen.

Dieses Beschämen kommt auf Social Media häufig vor. Auf Twitter, Instagram und Facebook gibt es zwar viel lebendigen und spannenden Austausch, es kommt aber auch sehr schnell zu Empörung. Die einen treten bei jeder Formulierung, die sie als nicht korrekt empfinden, einen Shitstorm los. Die anderen ziehen nichtdiskriminierende Sprache als „übertrieben“ und „übersensibel“ ins Lächerliche. Wie kam es zu diesen Extremen und wie können wir als Gesellschaft da wieder herauskommen?

**Frketic:** Wir sind eine hochindividualisierte Gesellschaft, in der das Ich im Vordergrund steht. Wenn Leute Begriffe verwenden, die mich verletzen, sage ich es. Es ist nicht immer einfach, in dieser reaktiven Position zu sein. Man verliert in den sozialen Medien leicht den Boden unter den Füßen. Diejenigen, die sagen: „Ich weiß ja gar nicht mehr, wie ich etwas sagen soll“, vergessen, dass Betroffene ständig „korrigieren“ müssen und dass das Stress verursacht. Und manchmal haben sie einfach genug davon und regen sich darüber auf, dass andere sich nicht mit der Thematik beschäftigen und einfach drauflosreden. Und dann gibt es natürlich auch Leute, die gerne vorschreiben, wie andere reden sollen.

**Baumgartinger:** Ich glaube, das ist eine der Fragen, mit denen wir uns als Gesellschaft viel mehr beschäftigen müssen: Wie gehen wir miteinander um? Sind wir überhaupt interessiert aneinander oder hat sich diese neoliberale, kapitalistische Art und Weise des „Ich, ich, ich!“ schon so verselbständigt, dass wir gar kein Interesse mehr aneinander haben? Das sieht man auch an den Diskussionen um Corona. Es geht eben nicht nur um die Wörter, die wir verwenden, sondern insbesondere um den Ton. Und der Ton lebt in den Sozialen Medien sehr stark von Aggression, von Draufhauen und Recht-haben-Wollen. Und dann gibt

es noch die Strategien der Rechten, die einfach nur stören und zerstören wollen. Das ist eine sprachliche Handlung, die tatsächlich zur Strategie geworden ist – auch mithilfe von Technik, Troll-Beiträgen und so weiter.

Ich selbst schaue in den Sozialen Medien darauf, wem ich folge und was ich folge. Wenn es mir gut genug geht, interveniere ich, und wenn nicht, sollen das andere machen. Wenn wir eine größere Menge Menschen wären, die intervenieren, würde es vielleicht auch besser funktionieren. Außer man hat es mit einem Troll zu tun. Man muss nicht immer allen zuhören. In den Sozialen Medien wird es oft schnell persönlich und Leute werden beschämt – so kommen wir nicht weiter. Man muss sich auf eine andere Ebene begeben und reflektieren, was eigentlich gerade passiert. Wenn dann aber nur respektloser Widerstand kommt, dann höre ich auf. Ich will dem nicht so viel Raum geben.

**Frketic:** Ich vermute, dass Leute, die in ihrem Alltag nicht an einem respektvollen Umgang interessiert sind, es auch in den Sozialen Medien nicht sind. Es geht ganz stark um das Interesse aneinander. Warum soll ich nicht einfach sagen können, dass ich mich mit dem Wortschatz rund um *trans* nicht so gut auskenne. Wir sind nicht mit diesem Wissen geboren. Aber ich kann Interesse daran zeigen. Und wir alle tragen Verantwortung dafür, wie wir sprechen und für die Effekte, die unser Sprechen hervorbringt. —

---

Persson Perry Baumgartinger ist Wissenschaftler, Lektor und Trainer, u. a. mit Schwerpunkten Kritisches Diversity, Trans\_Inter\*Queer sowie Sprache und Kommunikation.

Vlatka Frketic, Autorin und Aktivistin, beschäftigt sich aus kritisch-diskursanalytischer Perspektive mit gesellschaftlichen Ungleichheiten. Mit ihrem Text „Die falsche Zukunft“ erhielt sie den Hauptpreis der Exil-Literaturpreise 2019, ihr Roman mit dem gleichen Titel erscheint 2021.

# Wir sind nicht fehlerfrei

Gesellschaftliche Diskurse beeinflussen den Sprachgebrauch in Medien. Der Sprachgebrauch in Medien beeinflusst wiederum den Sprachgebrauch der Leser:innen und Hörer:innen. **Romana Beer** hat die stellvertretende Chefredakteurin der Tageszeitung „Der Standard“ **Nana Siebert** und den „Zeit im Bild“-Moderator **Tarek Leitner** gefragt, welchen Stellenwert geschlechtergerechte Formulierungen in ihren Redaktionen haben, was sie von Wordinglisten und Leitfäden „für sensiblen Sprachgebrauch“ halten und wie sie mit Zurufen über Twitter & Co. umgehen.

Es ist noch nicht lange her, da waren Zeitungen, Magazine und Nachrichtensendungen voll mit dem generischen Maskulinum. Frauen waren „mitgemeint“, andere Gender nicht existent. Ausnahmen waren einzelne Publikationen, wie etwa die um die Jahrtausendwende in Wien gegründete linke Zeitung „malmoe“. „Es war immer klar, es muss geschlechtergerecht geschrieben werden. Aber wie, obliegt den Autor\_innen, da wollten wir niemandem einen Standard vorgeben. So entstand eine Vielfalt von Zugängen nebeneinander“, erinnert sich Nikola Staritz, die 2010 zur „malmoe“-Redaktion stieß.

„Gerechte Sprache allein schafft noch keine gerechte Welt. Aber indem wir sie verwenden, zeigen wir, dass wir eine gerechte Welt überhaupt wollen“, schreibt der Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch in seinem Buch „Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen“ (Duden 2018). In TV-Diskussionen, Leser:innenbriefen

und Kommentaren auf Social Media zeigt sich aber immer wieder, dass sich viele Menschen nicht an eine Sprache, die niemanden ausschließt oder herabwertet, gewöhnen wollen. Besonders emotional und ideologisch aufgeladen – Stichwort „Genderwahn“ – ist die Debatte über geschlechtergerechte Formulierungen. Diese seien umständlich, würden den Lesefluss stören und Texte unnötig in die Länge ziehen, sind noch die freundlichsten Gegenargumente, die bereits mehrfach in Studien widerlegt wurden.

## „Es hagelt Kritik“

Durch den Diskussionsprozess wuchs aber immerhin das Bewusstsein dafür, wie die Sprache, die wir verwenden, wirken kann. Und das Bewusstsein dafür, dass bei einem Wort oft mehr mitschwingt, als auf den ersten Blick erkennbar ist. Obwohl geschlechtergerechtem Sprachgebrauch in vielen Medien immer noch ein geringer Stellenwert beige-

messen wird, verschwindet das generische Maskulinum mehr und mehr. In der Tageszeitung „Der Standard“ taucht es noch ab und zu auf, meist wird aber mit Doppelnennung („die Politikerinnen und Politiker“) gegendert. Manchmal sei es eine Platzfrage, sagt die stellvertretende Chefredakteurin Nana Siebert: Wer in der Printausgabe für einen Artikel nur wenige Zeichen zur Verfügung habe, müsse teilweise auf Doppelnennungen verzichten. Ob das generische Maskulinum („die Politiker“) überhaupt noch zeitgemäß sei, werde intern immer wieder besprochen. „Wir wissen aber auch aus Befragungen von Leser:innen und Lesern, dass es ihnen zwar wichtig ist, dass wir eine geschlechtergerechte Sprache verwenden, sie aber etwa das Binnen-I oder den Genderstern ablehnen, weil es ihrer Ansicht nach die Sprache und die Lesbarkeit nicht verbessert, sondern erschwert.“ Aus diesem Grund habe sich die Redaktion entschlossen, möglichst mit Doppelnennungen zu gendern und das Binnen-I und den Genderstern



„Beim Gendern erlebe ich eine Gesellschaft, in der es momentan keine Version gibt, die nicht heftiger Kritik unterworfen ist. Gleich, wie man es macht, es hagelt Kritik.“

nur auf „diestandard.at“, dem frauenpolitischen Portal des „Standard“, einzusetzen.

Nicht nur in der geschriebenen, auch in der gesprochenen Sprache kann geschlechterinklusiv formuliert werden. In der ORF-Nachrichtensendung „Zeit im Bild“ wird dazu seit einiger Zeit häufig der stimmlose glottale Plosiv, auch Glottisschlag und *glottal stop* genannt, eingesetzt. Hörbar ist das mit einer kurzen Pause vor der weiblichen Endung, so als wäre da ein Bindestrich: „Politiker-innen“. Eine interne Regelung, ob und wie geschlechtergerecht formuliert wird, gibt es laut „Zeit im Bild“-Moderator Tarek Leitner aber nicht: „Beim Gendern erlebe ich eine Gesellschaft, in der es momentan keine Version gibt, die nicht heftiger Kritik unterworfen ist. Gleich, wie man es macht, es hagelt Kritik. Insofern finde ich es gut, wenn die Menge all jener, die auf Sendung zu Wort zu kommen, ihre jeweils als richtig empfundene Art verwendet. Ich glaube, es wird einige Zeit brauchen, bis sich ein Standard etabliert.“

### Geschlechtergerechte Sprache ist nur ein Teilbereich

Dass über geschlechterinklusive Sprache am lautesten und emotionalsten diskutiert wird, liegt vielleicht daran, dass sie jede:n betrifft. Nichtdiskriminierender Sprachgebrauch berührt aber noch viele andere Bereiche – etwa wie über BIPoC, über Menschen mit Armutserfahrung und über Menschen mit Behinderung gesprochen wird. Immer noch ist beispielsweise zu hören und zu

lesen, jemand sei „an den Rollstuhl gefesselt“ – obwohl Betroffene schon lange kritisieren, dass diese Metapher ein Bild von Passivität und Hilflosigkeit vermittelt.

Das Thema Wording, also welche Wörter verwendet und welche vermieden werden sollen, wird auch in der Journalismus- und Medienbranche diskutiert. Gerade im Zuge der Berichterstattung über Migration, Flucht und Asyl finden sich immer wieder Analysen, Essays und Interviews, in denen die Wortwahl der Berichterstattung reflektiert und kommentiert wird. In einigen Medien, etwa dem britischen „Guardian“ und der deutschen Nachrichtenagentur „dpa“, gibt es hausinterne Richtlinien zur Verwendung oder eben Nichtverwendung bestimmter Begriffe. Zusammengefasst sind sie bei der „dpa“ im „dpa-kompass“, der von den Redakteur:innen bei der Erstellung von Nachrichtenmeldungen beachtet werden muss. Zum Themenkreis „Menschen mit Behinderung“ findet sich darin beispielsweise folgender Eintrag: „Bei dpa ist die Bezeichnung Gehörlose zu verwenden und nicht der Begriff Taubstumm oder das Adjektiv taubstumm. Die Betroffenen sind in der Regel nicht stumm. Auch der Begriff taub wird als diskriminierend empfunden.“

### „Kleine Hilfe im Arbeitsalltag“ für Kolleg:innen

Neben redaktionsinternen Wordingrichtlinien gibt es auch zahlreiche Publikationen, die sich „Leitfaden“ oder „Formulierungs-

hilfe“ für „nichtdiskriminierenden“ oder „sensiblen“ Sprachgebrauch nennen. Einige werden von Journalist:innen selbst herausgegeben, andere von Vereinen oder NGOs. Ein Beispiel ist der „Leitfaden für respektvolle Armutsberichterstattung“ der Armutskonferenz. „Wir sollten darauf achten, keine Generalisierungen vorzunehmen und Ausdrücke, die abwertend sind oder als diskriminierend empfunden werden können, zu vermeiden, auch wenn sie im Alltagsgebrauch Verwendung finden“, heißt es darin. Statt „arme Menschen“ wird empfohlen, etwa „von Armut betroffen“ oder „Menschen mit geringem Einkommen“ zu schreiben. Denn die Menschen seien mehr als nur „arm“ und Armut verweise lediglich auf eine ihrer Lebensbedingungen, nämlich das niedrige Einkommen. Auch vom in Medien oft verwendeten Ausdruck „sozial schwach“ wird abgeraten: Damit werde suggeriert, dass Armutsbetroffene keine sozialen Kompetenzen hätten. Und klar diskriminierende Begriffe wie „soziale Hängematte“ sollten ohnehin vermieden werden: „Sie wurden erfunden, um eine populistische Neiddebatte anzuzünden und gegen Betroffene Stimmung zu machen.“

„Wenn Lesben und Schwule Beiträge über sich in der Zeitung lesen oder im Fernsehen schauen, kommen sie manchmal aus dem Staunen nicht heraus“, steht im Vorwort des Leitfadens „Schöner schreiben über Lesben und Schwule“. Herausgegeben wird er vom deutschen „Bund Lesbischer und Schwuler Journalist:innen“ – als „kleine Hilfe im Arbeitsalltag“

„Das bedeutet nicht, dass wir fehlerfrei sind. Aber unsere Journalistinnen und Journalisten bemühen sich von vornherein, auf sensiblen Sprachgebrauch zu achten.“



Nana Siebert | Der Standard

für Kolleg:innen. Denn: „Egal ob Boulevard, Qualitätspresse oder Nachrichtenagenturen: Regelmäßig gibt es Schlagzeilen über das ‚Homosexuellen-Milieu‘ und ungelenke Formulierungen wie ‚Homosexuelle und Lesben‘ oder ‚bekennende Schwule‘.“ Auch in den „dpa-kompass“ wurden einige der Empfehlungen aufgenommen.

Ein sehr umfangreicher „Leitfaden“ im deutschsprachigen Raum von Journalist:innen für Journalist:innen ist das Glossar der Neuen deutschen Medienmacher\*innen, die sich als „Interessenvertretung für Medienschaffende mit Migrationsgeschichte“ bezeichnen. Das Glossar wurde zusammen mit Wissenschaftler:innen erarbeitet und soll „als Hilfestellung für die tägliche Redaktionsarbeit dienen“. Es behandelt die Themen Migration, Kriminalitätsberichterstattung, Minderheiten, Flucht und Asyl. Ein ähnliches Glossar gab es auch von der Medien-Servicestelle Neue Österreicher/innen, die ihre Arbeit Ende 2017 wegen fehlender Finanzierung einstellen musste.

### „Ernsthaftes Bedürfnis, mit Sprache sensibel umzugehen“

Die Frage, ob es in der „Zeit im Bild“-Redaktion Sensibilität und Hintergrundwissen zu diesen Themen gibt, beantwortet Leitner mit einem klaren Ja: „Wir setzen uns immer wieder damit auseinander, welche Auswirkungen Begrifflichkeiten haben und diskutieren das redaktionsintern. Da geht es ja nicht nur um gesellschaftliche Gruppen und wie man über

diese spricht. Es geht auch sehr oft darum, nicht schleichend Wordings und Framings von Parteien und Interessensgruppen zu übernehmen.“ Hausinterne Richtlinien gebe es aber keine und wenn, dann würde er sich dagegen wehren. Denn damit „lässt sich Politik betreiben“, so Leitner. Die richtige Auswahl der Begriffe „sollte der jeweiligen journalistischen Beurteilung in der jeweiligen Situation unterliegen“.

Auch beim „Standard“ gibt es keine redaktionsinternen Richtlinien. Aber „ein ernsthaftes Bedürfnis, mit Sprache sensibel umzugehen. Das reicht in meinen Augen auch“, sagt Siebert. Externe Leitfäden werden in der Redaktion zwar „nicht per Vorgabe“ genutzt, sie gehe aber davon aus, „dass manche unserer Redakteurinnen und Redakteure, die über sensible Themen berichten, diese Publikationen kennen und auch teilweise nützen“. Gerade bei solchen Themen sei die Redaktion sehr sensibel, so Siebert. „Das bedeutet nicht, dass wir fehlerfrei sind. Aber unsere Journalistinnen und Journalisten bemühen sich von vornherein, auf sensiblen Sprachgebrauch zu achten. Fällt auf, dass wir bei etwas unsensibel formuliert haben, dann wird das bei uns in der Blattkritik sofort thematisiert.“ Auch die User:innen seien ein gutes Korrektiv.

### „Die Sprache in der Gesellschaft widerspiegeln“

Als Korrektiv können auch Kommentare auf Social Media wirken. Nicht selten werden Hinweise zu

problematischen Formulierungen schon getwittert, Minuten nachdem ein Artikel publiziert wurde oder noch während eine Nachrichtensendung läuft. Doch sollen Redaktionen auf jeden Zuruf, ein Wort sei nicht „korrekt“, reagieren? „Nein“, sagt Siebert. „Aber wenn der Zuruf einen Punkt trifft, dann kann man über den weiteren Umgang mit dem Thema debattieren. Das übrigens gerne auch kontrovers – eine Redaktion lebt schließlich von verschiedenen Perspektiven. Wenn der Vorwurf berechtigt ist, dann schmerzt es uns selbst am meisten – eben, weil wir uns wirklich Mühe geben, hier sensibel und korrekt vorzugehen. Genau das sind dann die Themen, die wir in der Blattkritik oder auch in abendlichen ‚Plauderrunden‘, die wir in der Pandemie für den Austausch innerhalb der Redaktion installiert haben, ansprechen und diskutieren.“

Jedem Zuruf zu entsprechen, ginge schon alleine deshalb nicht, „weil sich in jeden Applaus auch immer Buhrufe mischen“, so Leitner. „Aber Erklärungen, warum man etwas so formuliert, wie man es tut, können nie schaden. Sprache ist in Bewegung und als Massenmedium sollte man sprachlich nicht mehr als einen halben Schritt vor der Gesellschaft gehen. Wir wollen ja nicht nur verständlich, sondern auch akzeptiert bleiben. Die Sprache im Medium muss bis zu einem gewissen Grad die Sprache in der Gesellschaft widerspiegeln.“

Romana Beer schreibt als freie Journalistin u. a. über Schule, Bildung und Sprachgebrauch in Politik und Medien. Sie hat Angewandte Linguistik in Wien studiert.



Otto und Marie (Reidemeister) Neurath | Fotos: Wiener-Kreis-Archiv.

## Otto Neuraths Bildpädagogik zur Demokratisierung des Wissens

**O**tto Neurath und sein Team entwickelten im Roten Wien die Wiener Methode der Bildstatistik mit dem Ziel, Arbeiterinnen und Arbeitern sozioökonomisches Wissen zu vermitteln. Daraus sollte eine universelle Bildsprache entstehen. Woran dieses Projekt scheiterte, erklärt der Neurath-Forscher **Günther Sandner** im Gespräch mit **Julia Schönherr**.

[Otto Neurath war eine sehr politische Person – wie hat er sich politisiert?](#)

Meine These ist, dass Otto Neuraths erste Frau Anna Schapire ihn politisiert hat. Schapire war eine hochpolitische Publizistin und Übersetzerin, die zu einem Zeitpunkt für politische Zeitschriften schrieb, als Neurath das noch nicht tat. Viele Themen Neuraths waren klassische Schapire-Themen, wie zum Beispiel die sogenannte Frauenfrage. In der Zeitschrift „Der Arbeiterfreund“ schrieb Neurath 1903, drei Fragen würden im alten Griechenland sowie heute in den Vordergrund treten: die soziale Frage, die Frauenfrage und die Friedensfrage. Der Einfluss Schapires auf Neu-

rath wurde in der Forschung lange Zeit nicht wahrgenommen.

[In welchem Kontext entwickelte Neurath die Wiener Methode der Bildstatistik und welche Idee steckt dahinter?](#)

Die Methode der Wiener Bildstatistik wurde im Roten Wien im Kontext der Arbeiterbildung entwickelt. Die Schlüsselidee war, dass Arbeiter\*innen in relativ kurzer Zeit die Bildung nachholen, die Privilegierte und Bürgerliche sich in vielen Schuljahren angeeignet hatten. Neurath meinte, dass Bildstatistiken ein gutes Mittel seien, um den Bildungsvorsprung der Bürgerlichen auszugleichen. Das Gesellschafts-

und Wirtschaftsmuseum zeigte eine Dauerausstellung in der Volkshalle des Neuen Wiener Rathauses. Die Öffnungszeiten waren so gestaltet, dass Arbeiterinnen und Arbeiter nach Feierabend noch das Museum besuchen konnten. Die Verbindung zu der Arbeiterbildung sieht man auch daran, dass für die Arbeiter\*innenbewegung interessante Themen aufgegriffen wurden – wie etwa die Entwicklung der Gewerkschaften. Als Neurath 1934 vor dem Austrofaschismus flüchten musste, wurde die Wiener Methode der Bildstatistiken in Isotype<sup>[1]</sup> umbenannt, ihre Einsatzformen und -möglichkeiten wurden vielfältiger.

<sup>[1]</sup> Isotype = International System of Typographic Picture Education (deutsch: Internationales System bildhafter Erziehung).



### Was war das Innovative an diesen Bildstatistiken?

Eine Grundidee war die Entwicklung hochgradig standardisierter Piktogramme, also eine möglichst einfache, schematische, nicht individualisierte Darstellung mit hohem Wiedererkennungswert. Neurath wollte einen internationalen Bestand an Piktogrammen anlegen, um diese immer wieder verwenden zu können. Da ist dem Team die Bildsprache von Gerd Arntz zugekommen. Mengenumterschiede wurden nicht wie häufig praktiziert durch unterschiedlich große Symbole dargestellt, sondern durch gleiche Symbole in unterschiedlicher Anzahl. Die leichte Verständlichkeit war ein wesentliches Kriterium. Bei einer Bildstatistik sollte man auf den ersten Blick erfassen können, worum es geht und auf den zweiten und dritten Blick noch das eine oder andere zusätzliche Detail erkennen. Eine Bildstatistik, wo man auf den vierten oder fünften Blick noch etwas entdecke, sei pädagogisch wertlos, so Neurath. Wobei ich sagen muss, dass das missverstanden werden kann, weil bei Bildstatistiken die Komplexität teilweise enorm ist. Bei längerem Hinsehen kann man noch zusätzlich Informationen finden und

das widerspricht eigentlich der Aussage Neuraths.

### Können Sie ein Beispiel nennen?

Ein ganz berühmtes Piktogramm zeigt den Zusammenhang zwischen der Säuglingssterblichkeit und dem Wohnbezirk in Wien. Das ist für mich idealtypisch – einerseits erfüllt es Neuraths Anspruch, eine Bildstatistik solle soziale und ökonomische Zusammenhänge zeigen, und andererseits wird hier ein hochgradig politisches Thema angesprochen.

Wenn man die Bildstatistik genauer betrachtet, entdeckt man die interessantesten Dinge. Zum Beispiel die unterschiedlichen Formen der Wohnungen – in den bürgerlichen Wohnungen gibt es größere Fenster und mehr Zimmer. Interessant sind auch die Zahlen: Während der Jahre der sozialdemokratischen Politik des Roten Wiens ist die Säuglingssterblichkeit im bürgerlichen Bezirk stärker gesunken als im proletarischen. Das ist eine interessante Facette.

### Und das, obwohl Neurath mit seiner Bildstatistik die Erungenschaften des Roten Wiens propagieren wollte?

Genau, es ging darum, Themen wie Gesundheit, Soziales und Wohnen aufzugreifen und die Politik des Roten Wiens positiv darzustellen. Es gibt sogar Bildstatistiken und Bildgrafiken, die in der „Arbeiterzeitung“ im Wahlkampf eingesetzt wurden, die sehr wahrscheinlich von Neurath stammen.

### Neurath hat nicht alleine gearbeitet, Teamarbeit war bei der Entwicklung der Bildstatistiken besonders wichtig.

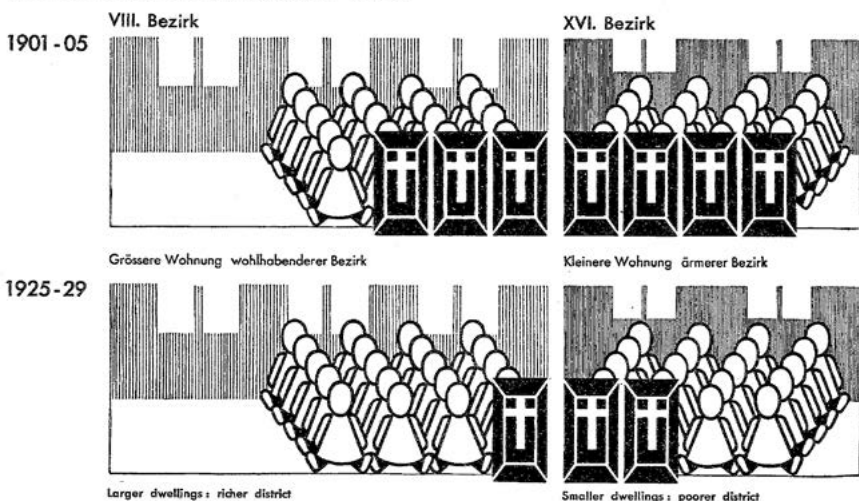
Teamarbeit ist eines der Charakteristika der Wiener Methode der Bildstatistik. Neurath war gewissermaßen das Mastermind, aber insbesondere zwei Personen spielten im Prozess der Erstellung, der Bildarbeit und den Bildstatistiken eine Schlüsselrolle. Marie Reidemeister – spätere Marie Neurath – hatte die Rolle der Transformatorin, was heute wohl einer Grafikdesignerin entspricht. Sie übersetzte Statistiken, Zahlen und Inhalte in Bilder. Sie führte auch das Isotype Institut in England noch Jahrzehnte nach Otto Neuraths Tod weiter. Dann gab es noch den Künstler Gerd Arntz, der für die künstlerische Gestaltung der Piktogramme zuständig war. Er entwickelte etwa die Figur des Arbeitslosen mit den leicht vorgebeugten Schultern und den Händen in den Hosentaschen.

Das Team hatte bei großer Auftragslage bis zu 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Es war ein wechselseitiger Arbeitsprozess. Neurath war der Meinung, es könne kein Lehrbuch zur Wiener Methode der Bildstatistik geben, denn diese müsse in Teamarbeit entwickelt werden. Daher kommt auch dieser starke Anspruch an Isotype, eine zentrale Stelle solle die Bildproduktion gewissermaßen kontrollieren. Daran ist das Projekt einer universell gültigen Bildsprache dann auch gescheitert, denn das hat nicht funktioniert.

### Wie Sie schon angesprochen haben, flüchtete Neurath mit dem Ende des Roten Wiens ins Exil und die Methode der Wiener

## Säuglingsterblichkeit und soziale Lage in Wien

Infant Mortality and Social Position in Vienna



Todesfälle im ersten Lebensjahr auf 20 Lebendgeburt  
Deaths in the first year of life out of every 20 children born alive  
T 975

Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum  
in Wien

Bildstatistik zu Säuglingssterblichkeit in verschiedenen Bezirken Wiens von 1929.  
Bildquelle: Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum Wien / Artur-Wolf-Verlag.

Bildstatistik wurde in Isotype umbenannt. Fand Neuraths Bildsprache international Anklang?

Isotype ist der Überbegriff für die Bildsprache, die Methodik und die Herangehensweise. Durch die Flucht Neuraths und seiner Frau erst in die Niederlande und dann nach Großbritannien kam es zu einer starken Internationalisierung der Isotype. Während des Zweiten Weltkriegs beauftragte die britische Regierung breitenwirksame Filme, in denen die Isotype-Sprache gewissermaßen in Trickfilmsequenzen übersetzt wurde.

In den 1930er und -40er Jahren gab es in den USA viele Agenturen, die mit Bildgrafiken und Bildstatistiken gearbeitet haben. Zum Teil beriefen sie sich bewusst auf Isotype. Neurath gefiel das jedoch nicht, weil er wirklich davon überzeugt war, dass man die Verbreitung der Isotype von einer zentralen Stelle aus organisieren konnte und sollte. Neurath war ein großer Planungsfan. Er war fest davon überzeugt, dass er mit dieser Planungskompetenz auch eine internationale Bildsprache kontrollieren könne. Und das hat definitiv nicht funktioniert, das muss man sagen.

Waren die Isotype-Piktogramme international anwendbar?

Eine Problematik, die Neurath zwar gesehen, aber nicht wirklich ausprobiert hat, war, dass die Piktogramme nicht kulturunabhängig sind. Die Piktogramme lösen in verschiedenen Teilen der Welt ganz andere Assoziationen aus. Das erkundete Marie Neurath mit ihren Projekten in Westafrika, wo es etwa um Gesundheits- oder Wahlkampagnen ging. Dafür entwickelte sie Piktogramme, die auf regionalen Kontexten aufbauten.

Findet Isotype - ursprünglich die Methode der Wiener Bildstatistik - heute noch Anwendung?

Ich würde sagen, eines der zentralen Ziele von Isotype war Empowerment – dass Leute befähigt und



Günther Sandner  
Foto: Jan Dreer für IFK

noch, etwa in den Piktogrammen an Flughäfen. Aber eigentlich war das nicht das Ziel von Isotype, es war kein Orientierungssystem im öffentlichen Raum, sondern eine Bildungsmethode. Bildung war der Kern von Isotype.

bemächtigt werden, politisch, sozial und ökonomisch für ihre Interessen einzutreten. Ich glaube, der Geist von Isotype lebt in Ansätzen der bildhaften Kommunikation weiter, die sich solchen Themen widmen. Es gibt auch Piktogramme, die denen von Isotype ähnlich schauen.

Oft wird gesagt, die Methode lebe

Für eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Thema empfehlen wir die Ausstellungen **Geschichte und Gegenwart von ISOTYPE** und **Otto Neurath – Sprechende Zeichen** im Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum. [www.wirtschaftsmuseum.at](http://www.wirtschaftsmuseum.at)

**Otto Neurath** (1882–1945) war ein österreichischer Ökonom, Wissenschaftstheoretiker und Arbeiter- und Volksbildner.

**Günther Sandner** ist Research Fellow am Institut Wiener Kreis und Lektor an den Instituten für Politikwissenschaft und für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Er forschte in den letzten Jahren über das Leben und Werk Otto Neuraths und publizierte 2014 „Otto Neurath: Eine politische Biographie“ (Wien: Zsolnay 2014).

**Julia Schönherr** studierte Internationale Entwicklung und ist freie Journalistin in Wien.



Diagramm zum Vergleich der arbeitslosen Bevölkerung in Großbritannien, Frankreich und dem Deutschen Reich von 1913 bis 1928. Informationen dargestellt mit Isotype, einer von Otto und Marie Neurath entwickelten Methode zur Zusammenstellung, Konfiguration und Verbreitung von Informationen und Statistiken auf bildlichem Wege | Bildquelle: Wiener-Kreis-Archiv.



# Chill, Professor, chill!



**D**onald hat damit begonnen und Greta hat es später so genossen, dass wir es ihr nachmachen<sup>[1]</sup>. Da ist etwas Falsches dran, und zwar nicht nur, weil der Titel nicht gendergerecht ist, sondern auch, weil damit ein Beruf undifferenziert in die Nähe von Donald gerückt wird. Auch das implizite Denkangebot, dass es sich um eine homogene Gruppe handelt, und unsere konstruierte Nähe zu Greta ist unangemessen. Inkorrekt zu handeln, ist so leicht und die Versuchung eines reißerischen Titels zu groß. Wie aber sinnvoll darauf reagieren, wenn unsere Sprache verletzend wirkt? Wie schließt der erneut entbrannte Kampf gegen „Social Justice Warriors“, „Gutmenschen“, „Cancel Culture“ und die angebliche „Tyrannei“ der „Political Correctness“ (PC) hier an? Wo stehen wir gerade und wo bleiben wir stehen?

Der bewusste Umgang mit Sprache ist wesentlicher Teil von emanzipativen Prozessen. Sprache ist ein Mittel unseres Denkens und des Sich-in-Beziehung-Setzens zu den jeweils „anderen“. Daher kann Sprache auch die Abgrenzung von Inhalten oder „anderen“ zum Ziel haben: Begriffe und Diskurse gehören uns nicht, sind im gesellschaftlichen Kontext mit Sprecher:innen und ihren Anliegen verwoben. Trotzdem: Allmachtphantasien, dass es eine „reine“, „objektive“ Sprache oder gar ein neutrales Sprechen gibt, sind noch immer im wissenschaftlichen Feld vorhanden.

Sprachliche Sensibilisierung wiederum ist weder Allheilmittel gegen strukturelle Gewalt noch die ausreichende Ausstattung des

revolutionären Subjekts. Dass für die transformativen Anliegen rund um Sprache der spießige Begriff der „Korrektheit“ bemüht wurde, ist einer der vielen Widersprüche, die sich rund um PC vereinen: „Es hat nie eine positive Bestimmung von ‚Politischer Korrektheit‘ gegeben, es hat kein Projekt gegeben, keine Gruppe, keine Regierungsbehörde, die mit einem Programm namens ‚Politische Korrektheit‘ Politik machen wollte. ‚Politische Korrektheit‘ kam in die Welt durch Leute, die sie im selben Atemzug ablehnen. ‚Politische Korrektheit‘ war nie etwas anderes als – ein Schimpfwort“ (Dell/Erdl 2012).

Das Sprechen über Minderheiten hat mehr Facetten als die Debatten über PC: Problematisierungen rund um

die Macht und Wortgewalt des Sprechens über andere sind Gegenstand von kritischen Analysen rund um Selbstermächtigungsprozesse. Aber seit den ersten Medienberichten über sprachliche Sensibilisierung an US-amerikanischen Universitäten in den 1990er Jahren sorgt vor allem die akademisch legitimierte Sprache über soziale Gruppen, deren Rechte durch Kapitalismus, Sexismus, Kolonialismus, Nationalismus, Rassismus etc. relativiert werden, als „PC-Tyrannei“ für Zorneswallungen auch in den wissenschaftlichen Reihen. „Diese Leute sind, um es flapsig zu sagen, alte, weiße, heterosexuelle Männer, die keine Lust darauf haben, dass außer ihnen noch jemand die Welt erklärt. Es sind konservative, reaktionäre Leute, denen die Lockerungsübungen von 1968 am gesellschaftlichen Körper samt seinen Folgen nicht passen“ (Dell/Erdl 2012).

<sup>[1]</sup> Der Titel bezieht sich auf die Twitter-Kommunikation zwischen dem ehemaligen US-Präsidenten Donald Trump und der Klima-Aktivistin Greta Thunberg. Das Magazin „Time“ kürte 2019 Thunberg zur „Person des Jahres“. Der gekränkte Präsident veröffentlichte daraufhin ein Tweet mit dem Titel „Chill, Greta, chill!“ und textete: „So lächerlich. Greta muss an ihrem Wutbeherrschungsproblem arbeiten [...]“. Thunberg riet Trump nach den US-Wahlen 2020 in ihrem Tweet „Chill, Donald, chill!“ dasselbe.

Kann das stimmen? Die Schutzschilde der wissenschaftlichen Elfenbeintürme (welch grausames koloniales Bild) werden durchlässiger. Der Demokratisierungsprozess in der Wissensproduktion geht mit einer Pluralisierung von theoretischen Perspektiven einher. Subjektpositionen wie jene von Frauen, Arbeiter:innen, Schwarzen, PoC, Migrant:innen, queeren Identitäten und unterschiedlichen Körperlichkeiten, welche davor vom Studium oder von wissenschaftlichen Stellen ausgeschlossen gewesen waren, produzieren akademisch legitimates Wissen über sich selbst: Forschungsobjekte werden zu Forschungsobjekten. Vor allem in den letzten Jahrzehnten etablierten sich Gender Studies, postkoloniale Theorien, partizipative Methoden etc. Der Versuch eines weniger gewaltvollen Umgangs miteinander wird aber auch als Spaltung einer Einheit, als Schwächung und als autoritärer Angriff auf die Souveränität des Feldes erlebt. In einem Akt der Selbstverteidigung werden Perspektiven, welche das „westliche“ Wissenschaftssubjekt nicht stützen, als ideologisch und subjektiv diffamiert und einer vermeintlich neutralen, objektiven eigenen Position gegenübergestellt. Schuld gegeben an den Ambivalenzen der Wissenschaft wird dann nicht der akademischen Selbstliebe zur „Weißheit“ oder der Prekarisierung der Arbeitsbedingungen an der neoliberalen Uni, sondern den Feminist:innen, den „Gutmenschen“, den „Social Justice Warriors“, den Antifaschist:innen etc. Wenn diese diskreditierend gemeinten Bezeichnungen nicht mehr ausreichen, wird der Begriff des „linken Mobs“ ins Feld geführt.

Linke Umgangsformen mit PC begegnen Dell und Erdl (ebd.) ebenso mit Skepsis, wenn PC umgarnt werde, um die Selbstinszenierung als revolutionäres Subjekt durch den lodernden Thymos gegen die „In-

korrekten“ zu schärfen. Da ist mehr dran. Nehmen wir rassistische Sprache als Beispiel: Im westlichen Kontext ist Rassismus ein strukturelles Angebot, auch um unter sich zu bleiben (siehe segregative Dynamiken in Schulklassen, Grätzeln etc.). Affekteskalationen beschränken sich vor allem auf rassistische Sprache, wenn sie plump daherkommt. Bei der Lektüre von „Deutschland schafft sich ab“ bemüht man sich dann eher um Debattierclubs. „Bildungsferne“ oder arme Gruppen werden gerne zum Gegen-Ort, zum Ort des Rassismus stilisiert, um den eigenen Sozialrassismus zu legitimieren.

Die Kämpfe um die Wissenschaft lassen sich aber nicht auf Selbstinszenierungen und „weiße“ verletzte Männlichkeiten reduzieren. Im Rahmen neoliberaler Transformationsprozesse werden Universitäten in „Marktplätze für Ideen“ und zu Verkaufsräumen für Abschlüsse verwandelt. Skandale um erkaufte Titel, sinnbefreite oder plagierte Abschlussarbeiten häufen sich. Die Bedrohung der wissenschaftlichen Freiheit in illiberalen Staaten bzw. durch neue Formen staatlicher Zensur – siehe Ungarn, die Entwicklungen in Frankreich, in der Türkei, in Brasilien etc. – wächst ebenso.

Rassismuskritik, gendergerechte Sprache und einiges mehr motivieren aber einige Akteur:innen in geschützteren Verhältnissen, Trost und Zuspruch in rechtsextremen Diskursangeboten zu suchen.<sup>[2]</sup> In ihrer Auseinandersetzung mit „Political Correctness“ als rechtem Kampfbegriff bezieht sich Bente Gießelmann auf die Versuche konservativer Stimmen, die Debatte um PC mit rechten Inhalten zu besetzen: „Sie mahnen vor der ‚Meinungsdiktatur‘ der ‚Political Correctness‘ [...] Der Vorwurf einer ‚politisch korrekten Meinungszensur‘ wird häufig in der Diskussion um Migration,

Gleichberechtigung von Frauen und Verhandlungen deutscher (Herrschafts-)Geschichte ausgesprochen. Vorstellungen einer ‚Sprachpolizei‘ und eines ‚Gesinnungsterrors‘ von Feminismus und ‚Multikulti‘ werden als machtvoll dargestellt und zur Gefahr einer sprachlichen (und ‚ideologischen‘) Diktatur stilisiert“ (Gießelmann 2020: 61). Donald ist eine prominente Figur im Kampf gegen Cancel Culture.

Selbstüberschätzung kommt zwar in den besten (linken und rechten) Familien vor, aber wer will wirklich mit Donald nach der wissenschaftlichen Freiheit suchen? Fauci nicht. Greta auch nicht. Was Worte aus mächtigen Positionen bei Überlegenheitsphantasten auslösen bzw. legitimieren, konnten wir erneut beim Sturm aufs Kapitol in den USA beobachten. Doch im Kleinen passiert es immer wieder, wenn Wissenschaftler:innen wie aktuell Maisha M. Auma, Natascha Strobl und viele mehr mit Hassreden, Vergewaltigungs- und Morddrohungen leben müssen. Rassismuskritik kann sehr weh tun, aber das Kämpfen Seite-an-Seite mit Donald ist nicht alternativlos. Also, liebe konservative Professor:innen, bleibt kurz stehen: Seid ihr – bei allen Differenzen – Team Donald oder Team Maisha M. Auma? —

### Literatur:

■ Amjahid, Mohamed (2021): Diskurskultur in deutschen Medien: Immer weiter nach rechts. In: taz.de vom 01. 03. 2021. Online unter: <https://taz.de/Diskurskultur-in-deutschen-Medien/!5749402> (Stand: 04. 03. 2021).

■ Dell, Matthias/Erld, Marc Fabian (2012): Schießen Sie nicht auf den Pappkameraden. In: Der Freitag – Die Wochenzeitung vom 25.07.2012. Online unter: [www.freitag.de/autoren/mdell/schiessen-sie-nicht-auf-den-pappkameraden](http://www.freitag.de/autoren/mdell/schiessen-sie-nicht-auf-den-pappkameraden) (Stand: 04. 03. 2021).

■ Gießelmann, Bente (2020): „Political Correctness“ als rechter Kampfbegriff. In: Kurswechsel 2/2020. S. 61–72.

Assimina Gouma lehrt und forscht zu Migrationsthemen und arbeitet an den Schnittstellen zu Medien, Gender, Bildung und Mehrsprachigkeit.

Julija Stranner lehrt und verlernt forschend in der Basisbildung und arbeitet an einem PhD in Philosophie.

<sup>[2]</sup> Die Parallelen zu Journalismus und Medien arbeitet Mohamed Amjahid (2021) in seinem wunderbaren Beitrag für die TAZ heraus.



Die jungen Minderheitenaktivist\*innen **Heline Ahmad**, **Isabel Frey**, **Ara Badrtarkhanian** und **Lara Guttmann** im Gespräch mit **Cornelia Kogoj** über ihr politisches Engagement, minoritäre Allianzen und die Zukunft des politischen Aktivismus.

Ende Jänner 2021 sind drei Schülerinnen und deren Familien nach Georgien bzw. Armenien abgeschoben worden. Wir kennen alle die bestürzenden Bilder aus den Medien, aber auch die Demonstrationen gegen diese Abschiebungen. Ara, du bist im Oktober 2014 von Syrien nach Österreich gekommen. Mittlerweile giltst du als gut „integriert“, studierst Internationale Entwicklung und schreibst gerade deine Masterarbeit über die Herausforderungen von geflüchteten Studierenden an Wiener Universitäten. Was geht dir durch den Kopf, wenn du diese Bilder siehst?

**Ara Badrtarkhanian:** Diese Bilder von den Abschiebungen waren sehr dramatisch. Sie haben mich sehr berührt und betroffen gemacht, denn ich hätte Tina sein können. Oder

meine Mutter hätte Tinas Mutter sein können. Wenn unser Asylantrag negativ entschieden worden wäre, wären wir abgeschoben worden. Immer wenn ich höre, dass Kinder abgeschoben werden – vor allem Kinder im schulpflichtigen Alter –, frage ich mich: Wo bleiben die Kinderrechte? Wo bleibt das Recht auf Bildung? Sie werden in ein Land abgeschoben, zu dem sie keinen Bezug haben. Denn Österreich ist ihre Heimat. Deshalb finde ich es absolut unmenschlich.

Wird man dadurch wieder auf die eigene Geschichte zurückgeworfen? Oder anders gefragt: Wird man von außen wieder auf jemanden reduziert, der geflüchtet ist? Regt sich da so etwas wie Widerstand in dir?

**Badrtarkhanian:** Natürlich. Ich finde, dass der Begriff „Flüchtling“ sehr negativ behaftet ist. Die Ge-

flüchteten werden immer wieder auf ihren Flüchtlingsstatus reduziert. Das führt dazu, dass man sich immer rechtfertigen und erklären muss. Was Menschen ausmacht, sind ihre Fertigkeiten, ihre Lebenserfahrungen, ihre sozialen Hintergründe. Natürlich lösen negative Zuschreibungen etwas in einem aus, man nimmt eine Widerstandshaltung ein und sagt: Nein, wir wollen in erster Linie als Menschen gesehen werden! Jede Person vertritt sich selbst und hinter jedem Menschen liegen eigene Geschichten und Schicksale. Wir wollen nicht als Kollektiv gesehen und in eine Schublade geworfen werden. Was uns ausmacht, sind unsere persönlichen Geschichten.

Aber ermöglicht diese gemeinsame Geschichte der Diskriminierung nicht auch ein gemeinsames Vorgehen gegen die Zuschreibungen, die du jetzt geschildert hast?



**Badrtarkhanian:** Selbstverständlich, Diskriminierung verbindet uns alle. Ich komme aus Syrien und bin ein Geflüchteter, das gehört zu meiner Geschichte. Die Flucht war mein Schicksal, ein unabwendbares Ereignis wie der Krieg, das viele getroffen hat. Aber die Art und Weise, wie ich den Krieg erlebt und welche Erfahrungen ich gesammelt habe – auch die Erfahrungen auf dem Fluchtweg –, das ist meine individuelle Geschichte. In den Aufnahmeländern werden wir jedoch – vor allem in den Boulevardmedien – auf den Flüchtlingsstatus reduziert. Erst viel später wird gefragt, was hinter diesen Menschen steht.

Stichwort Identität: Isabel, du singst jiddische Revolutions- und Arbeiter\*innen-Lieder, hast letztes Jahr bei der Wien-Wahl für die LINKS-Partei kandidiert und deine Umdichtung des anti-zaristischen Protestliedes „Daloy Politsey / Nieder mit HC“ ist zur Hymne der Donnerstagsdemos avanciert. Was hat dein politisches Engagement mit deinem jüdischen Background zu tun? Und wie stehen beide zueinander?

**Isabel Frey:** Ja, das ist eine gute Frage. Eine der Konfliktzonen in meinem Leben war die Frage: Wie kann ich meine jüdische Identität mit meiner politischen verbinden. Lange Zeit war das für mich nicht schlüssig. Das liegt auch daran, dass ich hier in Wien in einer säkularen jüdischen Familie aufgewachsen bin, teilweise aber auch praktizierend. Gleichzeitig war ich in

einer sozialistisch zionistischen Jugendgruppe, die sehr wichtig für mich war. Ich bin dann nach der Schule mit einigen aus der Gruppe für ein Jahr nach Israel gegangen. Dort habe ich mich sehr tiefgehend mit dem Nahostkonflikt auseinandergesetzt und mich wiederum vom Zionismus distanziert. Dann bin ich nach Amsterdam gegangen, bin dort politisch sehr aktiv geworden. Später war ich Teil von Uniprotesten, Hausbesetzer\*innen- und antirassistischen Bewegungen. Die Ablöse von den Narrativen, mit denen ich aufgewachsen bin – sei es in der zionistischen Jugendbewegung oder in meiner wirtschaftsliberalen Familie –, war ein langer, teilweise auch schmerzhafter Prozess. Es hat sich so angefühlt, als wäre das alles nicht vereinbar: In meiner politischen Heimat musste ich von meiner jüdischen Identität Abstriche machen und umgekehrt.

Und dann bin ich auf die Tradition der jiddischen Revolutionslieder gestoßen. Aber nicht nur auf die Lieder an sich, sondern auch auf andere Sänger\*innen, die das Linke, das Jüdische und das Revolutionäre zusammendenken. Das war für mich eine ganz wichtige Erfahrung, um zu verstehen, dass ich eine Kontinuität in meinem Dasein habe.

Historisch gesehen wanderten die jüdischen Gemeinden in Europa und auch in Amerika immer weiter nach rechts. Es gab aber auch eine explizit revolutionäre Tradition. Und mein Projekt ist es, diese Tradition weiterleben zu lassen – auf eine Art und Weise, wie es für das 21. Jahrhundert passt.

Das war toll, bei den Donnerstagsdemos auftreten zu können. Ich habe

mir oft gedacht, was sich diejenigen, die dieses Lied geschrieben haben, wohl denken würden, wenn sie wüssten, dass es heute gegen Heinz-Christian Strache gesungen wird. Denn es ist ja ein Protestlied, das sich vor über hundert Jahren gegen Zar Nikolaj gerichtet hat.

Das heißt, du greifst auf die Tradition der jiddischen Widerstandslieder zurück und transformierst sie in die Gegenwart?

**Frey:** Ja genau, aber nicht nur. Ich begeistere mich einfach sehr für die jiddische Sprache und Kultur. Ich lerne Jiddisch und habe auch begonnen, Gedichte zu vertonen. Man glaubt immer, Jiddisch sei tot. Aber es gibt eine sehr lebendige Szene an Leuten, mit denen ich diese Begeisterung teile. Mit jiddischen Liedern öffentlich aufzutreten, ist schon politisch an sich. Trotzdem wird die öffentliche Debatte von den immer gleichen Themen und Denkmustern überschattet. Und gerade in Österreich redet man mehr über Juden und Jüdinnen, als mit Juden und Jüdinnen.

Du hast mir jetzt ein schönes Stichwort gegeben, nämlich das „Sprechen über eine Minderheit“. Derzeit gibt es nicht zuletzt durch die Black Lives Matter-Bewegung wieder eine starke Diskussion der Frage „Wer spricht?“ und „Wer spricht in wessen Namen?“. Meine Frage an dich, Lara, als Co-Präsidentin der Jüdischen österreichischen

Hochschüler\*innen: Gibt es diese Diskussion auch innerhalb der jungen jüdischen Community?

**Lara Guttman:** Ja, und ich finde es auf jeden Fall ganz wichtig, dass man die Menschen selbst über ihre Erfahrungen und Erlebnisse sprechen lässt. Und wie Isabel und Ara schon gesagt haben: Wenn man einer Minderheit angehört, wird man nicht mehr als einzelner Mensch gesehen, sondern als Teil von etwas Ganzem. Die Erwartung von außen ist, dass man dieses Ganze vertritt, aber auch davon vertreten wird. Deshalb finde ich es so wichtig, dass man die betroffenen Personen selbst sprechen lässt, sie aber gleichzeitig nicht nur als Teil von etwas sieht. Man muss wissen, dass es auch innerhalb von Minderheiten unterschiedliche Meinungen gibt.

Ich erlebe ganz oft, dass über Juden und Jüdinnen gesprochen wird. Und oftmals auch – das ist hier in Österreich sehr interessant – fast etwas ehrfürchtig. Denn man redet von „jüdischen Mitbürgern“. Das Wort Jude oder Jüdin traut man sich nicht, in den Mund zu nehmen. Das hat etwas Degradierendes, weil man Jüd\*innen erst recht wieder nicht als einen Teil von Österreich sieht, sondern nur als etwas, das „mitkommt“ und „mitgeht“. Und bei der Bekämpfung von Antisemitismus und Rassismus ist wirklich das Allerwichtigste, genau hinzuhören, was die Betroffenen zu sagen haben.

Welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang die Solidarität der Mehrheitsgesellschaft und „minoritäre Allianzen“, also der Zusammenschluss von unterschiedlichen Minderheiten?

**Guttman:** Ich bin davon überzeugt, dass es wahnsinnig wichtig ist, dass Minderheiten miteinander aufstehen, da viele Probleme zusammenhängen: So geht Rassismus sehr oft mit Antisemitismus und Sexismus Hand in Hand. Die Erfahrungen in diesem Zusammenhang sind oft ähnliche. Gerade deshalb glaube ich,

dass es wichtig ist, dass auch andere Minderheiten aufstehen und sagen: „Nein, so geht das nicht!“ Natürlich muss das auch von der Mehrheitsgesellschaft kommen.

Und weil wir vorhin über politischen Aktivismus gesprochen haben: Wenn du in deinem Leben Diskriminierung erfahren hast, bist du oftmals gezwungen, politisch aktiv zu werden. Ich als Jüdin bin gezwungen, Antisemitismusexpertin zu sein. Wenn ich in der Öffentlichkeit spreche, dann meistens über Antisemitismus. Es ist auch wichtig, dass meine Stimme gehört wird. Aber natürlich würde ich manchmal lieber auch über andere Themen sprechen. Das ist etwas, das ich mir nicht aussuchen konnte. Und so wie mir geht es vielen Menschen, die von Diskriminierung betroffen sind. Darum ist es erst recht wichtig, dass man Allianzen bildet.

**Frey:** Noch etwas zu dem, was du, Lara, eben angesprochen hast, nämlich wie diese Diskriminierungsformen zusammenhängen: Was mich als jüdische, antirassistische Aktivistin sehr beschäftigt, ist die Unterscheidung zwischen Antisemitismus und anderen Formen von Rassismus. Ich beschäftige mich historisch und wissenschaftlich damit und versuche zu verstehen, woher diese strikte Trennung kommt. Ich glaube, Antisemitismus ist eine spezifische Form des Rassismus. Nichtsdestotrotz ist er eine Form des Rassismus. Und deshalb hängen beide auch zusammen. Gegenwärtig werden in Europa verschiedene Minderheiten extrem stark gegeneinander ausgespielt, wie das etwa bei Muslim\*innen und Jüd\*innen gemacht wird. Das würde ich als selektiven Rassismus bezeichnen. Also wenn man sich aussucht, mit welchen Minderheiten man solidarisch ist und mit welchen nicht. Diskriminierungsformen überschneiden sich nicht immer hundertprozentig und es gibt Konflikte zwischen Minderheitengruppen, die verhandelt werden müssen. Solidarität ist harte Arbeit, aber machbar und unabdingbar für eine antirassistische Arbeit.

Zurück zum politischen Aktivismus: Es gibt ja ganz unterschiedliche Formen, Minderheitenrechte einzufordern, wie etwa auf die Straße zu gehen oder wie Isabel mit jiddischen Protestsongs aufzutreten. Du, Heline, engagierst dich in NGOs. Du arbeitest neben deinem Studium als Anti-Rassismus-Trainerin in Schulklassen für die „asylkoordination österreich“. Zusätzlich engagierst du dich in der Organisation „Action on Child Early and Forced Marriage“, in der es um Empowerment und Stärkung von Mädchen und jungen Frauen in Bezug auf die Zwangsheirat geht. Was war für dein politisches Engagement ausschlaggebend? Hat das auch etwas mit deiner Identität als österreichische Kurdin zu tun?

**Heline Ahmad:** Auf jeden Fall! Meine kurdische Identität zieht sich durch alle Projekte, in denen ich tätig bin, auch bei der Wahl meines Studiums. Es hängt alles miteinander zusammen. Das ist ja auch das Interessante. Ob bei Jüd\*innen oder Muslimin\*innen – die Sensibilisierung gegenüber anderen Minderheitengruppen, die auch gesellschaftliche und strukturelle Diskriminierung erfahren, ist auf jeden Fall vorhanden. Wichtig ist aber auch, den intersektionellen Aspekt nie außer Acht zu lassen. Besonders wenn es um Rassismus, Antisemitismus und die Rechte von LGBTIQ+ oder auch um Frauenrechte geht. Ich finde wichtig, was ihr beide, Lara und Isabel, gesagt habt: Personen, die Diskriminierungserfahrungen machen, müssen sich selbst äußern können. Gleichzeitig finde ich aber auch, dass es nicht unbedingt die persönliche Erfahrung als Minderheitenangehörige braucht, um sich öffentlich zu Wort zu melden. Denn es liegt auch in der Verantwortung der Mehrheit, diese Themen nicht nur den Minderheiten zu überlassen. Die Mehrheitsgesellschaft profitiert von der strukturellen Diskriminierung

und Unterdrückung von Minderheiten, also muss sie auch dagegen ankämpfen.

Das bedeutet, nicht nur Identitätspolitik ist wichtig, sondern auch Solidarität mit Minderheiten von Seiten der Mehrheitsgesellschaft.

**Ahmad:** Ja, Solidarität, aber auch ein aktives Antidiskriminierungsverhalten. Dass man sich aktiv mit Antidiskriminierung auseinandersetzt und sich das notwendige Wissen aneignet. Argumente und Forderungen von Aktivist\*innen gibt es ja genug und sie bieten auch eine gute Basis für künftige strukturelle und institutionelle Veränderungen. Dennoch schreiten diese Veränderungen nur langsam voran.

Es gibt - wie wir gehört haben - eine lange Tradition des jüdischen Widerstands und auch Kurd\*innen können auf historische Widerstandsformen zurückgreifen. Wie sieht aber politisches Engagement und Widerstand für jemanden aus, der erst vor kurzem als Geflüchteter ins Land gekommen ist und sich hier ein neues Leben und eine Existenz aufbauen möchte? Ara, kann man es sich da überhaupt leisten, auf die Straße zu gehen?

**Badrtarkhanian:** Ja, man kann es sich leisten, wenn man an die Notwendigkeit der Gegenwehr glaubt. Ich war selbst mehrmals bei Demos und habe durch meine Präsenz Solidarität gezeigt. Es ist einfach wichtig, laut zu sein, um Änderungen und Verbesserungen zu fordern. Und zu sagen: Nein, hier funktioniert etwas nicht gut. Gesetze schaffen die Rahmenbedingungen und es sind ja auch Menschen, die diese entwerfen und beschließen. Das heißt im Endeffekt: Alles hängt von Menschen ab. Und ja, wir können Widerstand leisten. Obwohl ich erst ganz kurz hier bin, habe ich schon Widerstand gegen Zustände geleistet, die für mich unakzeptabel waren.

Wie seht ihr denn die Zukunft des politischen Aktivismus?

**Guttman:** Aktivismus ist sehr wichtig und ich glaube, dass man damit schon sehr früh beginnen muss. Nicht erst, wenn es zu Anschlägen und anderen rassistischen und antisemitischen Vorfällen kommt. Man muss eine Gesellschaft schaffen, die solche Sachen nicht akzeptiert. Man sieht das jetzt bei den Corona-Demos, bei denen viele Verschwörungstheorien neuen Aufwind erleben. Die Gesellschaft lässt da sehr viel zu. Gerade Verschwörungsmymen beruhen auf einer antisemitischen und rassistischen Sprache. Und wenn Betroffene sagen, dass es ein Antisemitismus-Problem gibt, dann muss das ernst genommen werden. Nur so kann man etwas verändern.

**Ahmad:** Ja, meistens werden diese Verschwörungstheorien über Social Media weiterverbreitet. Aber Soziale Medien sind gleichzeitig auch eine Plattform von politischen Debatten und bieten gute Möglichkeiten, sich zu informieren. Zum Beispiel konnte man auf Instagram sehr schnell fundierte Information über die Black Lives Matter-Bewegung bekommen. Zudem bieten sie Aktivist\*innen die Möglichkeit, sich effektiv zu organisieren. Social Media-Aktivismus wird uns auch in Zukunft stark begleiten. Gleichzeitig müssen wir neue Methoden des Aktivismus entwickeln und innovativ sein, auch wenn es darum geht, die Mehrheit abzuholen.

**Badrtarkhanian:** Ich glaube, dass es Rassismus immer geben wird. Die Frage ist, wie können wir die Betroffenen dazu ermutigen, laut darüber zu sprechen. Meistens ist das ja so, dass man Rassismus im Alltag erlebt, sich aber dazu nicht äußert. Ich rate Menschen, die neu in Österreich sind und Rassismus im Alltag erfahren, sich an die zuständigen Stellen wie beispielsweise ZARA zu wenden. Ich ermutige sie, keine Angst zu haben, ihre Erfahrungen mitzuteilen. Denn nur durch gut dokumentierte Geschichten können Maßnahmen gegen Rassismus und Diskriminierung gesetzt werden. Daher ist es wichtig, lauter zu werden.

Und wie kann dieses Lauterwerden in Zukunft aussehen?

**Frey:** Noch einmal zu dem, was ich vorhin über Solidarität gesagt habe, und zwar, dass Solidarität harte Arbeit ist: Da geht es nicht mehr „nur“ um die antirassistische Solidarität, sondern auch um ganz viele andere gesellschaftliche Überschneidungen. So etwa um die Frage, wie ökonomische Unterdrückung und Ausbeutung mit Rassismus zusammenhängen. Für mich ist das ein Jahrhundertprojekt und ich möchte verstehen, was die Position von linken Jüdinnen und Juden heute in einer breiten antirassistischen Bewegung sein kann. Es geht dabei aber auch um Kämpfe gegen das Patriarchat, für die Gleichberechtigung von Frauen oder gegen ökonomische Ausbeutung. Es reicht nicht, diese einfach nur nebeneinander zu stellen, sondern es geht darum, die Zusammenhänge zu verstehen. Eines der wichtigsten Themen heute ist die Solidarität mit Flüchtlingen. Und da fehlt es auch an Antworten, was wir machen können. Wie zum Beispiel jetzt bei Moria. Es gibt zivilgesellschaftlichen Widerstand, aber es fehlt ein Fahrplan, um gegen so mächtige Strukturen wie ein europaweites Grenzregime ankämpfen zu können.

---

Helene Ahmad [26] hat einen Bachelor in Politikwissenschaft und ist Masterstudentin am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien. Sie ist Antirassismus-Trainerin bei der „asylkoordination österreich“ und engagiert sich in der Organisation „Action on Child Early and Forced Marriage“.

---

Ara Badrtarkhanian [29] ist Masterstudent am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien und Mitarbeiter beim Österreichischen Integrationsfonds. In der Publikation „Perspektiven der österreichischen Migrationsgeschichte“ (2019) hat er den Text „Die Außenansicht und Selbstwahrnehmung syrischer Flüchtlinge aus der Sicht eines Betroffenen“ veröffentlicht.

---

Isabel Frey [26] ist Doktorandin an der Universität für Musik und darstellende Kunst. Sie ist Sängerin von jiddischen Revolutions- und Widerstandsliedern, forscht unter anderem in Ethnomusikologie und Jewish Studies und hat letztes Jahr bei der Wien Wahl für die LINKS-Partei kandidiert.

---

Lara Guttman [21] studiert im 5. Semester Medizin an der Universität Wien und ist seit September 2020 Co-Präsidentin der Jüdischen österreichischen Hochschüler:innen.

## Reise nach Tirol

**H**err Groll und der Dozent standen in der deutschen Grenzstadt Kiefersfelden am Inn und blickten flussaufwärts. Er wolle einen behinderten Freund besuchen, der zur Runderneuerung im Reha-Zentrum Bad Häring weile, hatte Herr Groll vor ein paar Tagen gesagt. Ob der Dozent ihn ins Land der Berge begleiten möge. Es eile nicht, sein Freund werde viele Wochen in der Einrichtung verbringen müssen, der laufe ihnen schon nicht davon. Gern hatte der Dozent zugestimmt. Nach dem eingehenden Studium von tirolspezifischer Literatur fühlte er sich für den Vorstoß ins Herz der Alpen gewappnet. Er würde seinem Freund ein sachkundiger und allseits hilfreicher Begleiter sein.

Womit beide allerdings nicht gerechnet hatten, war das Wiederaufflammen eines uralten Konflikts zwischen dem stolzen erzkatholischen Land, das im sechzehnten Jahrhundert nur einer habsburgischen Intrige wegen seinen Status als Sitz der kommenden Landeshauptstadt Innsbruck verloren hatte. Von da an residierte die Dynastie in dem gelsenverseuchten, stinkenden und verkommenen Wien an einem seuchenbehafteten Fluss, an dem es sauren Wein und rote Rüben gebe, aber keine wertvollen Lebensmittel wie Tiroler Speck und Schlitzkrapfen. So war die Sichtweise der Tiroler. Sie werde von großen Teilen der Tiroler Bevölkerung bis zum heutigen Tag geteilt, erklärte der Dozent. Bad Häring liegt unweit der alten und finsternen Habsburgerfestung Kufstein, in der einst viele Revolutionäre einsaßen und nicht wenige starben. „Die Festung Kufstein und der Spielberg in Brünn waren berühmte Zentren des ‚habsburgischen Völkerkerkers‘“, setzte der Dozent hinzu.

In Kiefersfelden zeigte sich, dass die Einreise ins Heilige Land nicht erlaubt war. Aus Quarantänegründen war Tirol in einer Zangenbewegung von Bayern und Restösterreich umstellt worden. Doch das stärkte den Widerstandsgeist der wackeren Tiroler nur. Die modernen Hofers, Speckbachers und Haspingers heißen jetzt Tilg (Gesundheitslandesrat, „Wir haben nichts falsch gemacht“) sowie Seilbahnen- und Wirtschaftsband-Chef Hörl („Wenn die Wiener einen Rülps tun, hat das in Tirol nichts zu bedeuten“) und Platter (Landeshauptmann, grundsätzlich unbeugsam). Die modernen Freiheitshelden würden von der Bevölkerung einschließlich aller sonstigen Tiroler Parteien verehrt und genießen nahezu Heiligenstatus. Aus gewöhnlich gut informierten Quellen wisse er, dass im Vatikan

hektische Vorbereitungen für Heiligsprechungsverfahren getroffen würden, sagte der Dozent.

„Da ist es ratsam, wenn man sich das Wirken Andreas Hofers noch einmal ins Gedächtnis ruft“, erwiderte Herr Groll.

„Wie Sie wollen“, sagte der Dozent. „Nach den gewonnenen Berg-Isel-Schlachten fällt Hofer die Regentschaft in Innsbruck zu. Der Erfolg macht ihn in ganz Europa zum Helden. Der ‚Vater und Erlöser‘, wie ihn Mitkämpfer Speckbacher tituliert, errichtet einen Gottesstaat, patriotisches und religiöses Pathos fließen ineinander. Gott habe durch ihn gegen die französischen Revolutionsideen entschieden, trommeln Hofer und seine Berater. Juden werden verfolgt und verjagt, Modernismus, Rationalismus, Freimaurerei und Klosterstürmerei scheitern endgültig besiegt. Neue christliche und staatliche Regeln werden eingeführt. Die Kirche bekommt zurück, was Bayern ihr genommen hatte. Frauen mussten ‚ihro Brust- und Armfleisch bedecken‘. Tanz und Bälle waren als Feste des ‚Lasters‘ verboten. Ein Biograph weist die vielen Fehleinschätzungen einem verhängnisvollen Umstand zu: ‚Schlechte Nachrichten wurden in Hofers Umgebung allzu oft im Suff ertränkt.‘ Sein staatsmännisches Meisterstück lieferte Andreas Hofer mit dem Verbot der Pockenschutzimpfung, die Bayern eingeführt hatte: Hier handele es sich um den Versuch, arglosen Tiroler Seelen ‚bayerisches Denken‘ einzuflößen.“<sup>[1]</sup>

„Wenn man das weiß, fällt einem die Ableitung zu Hörl & Tilg & Platter nicht schwer“, meinte Herr Groll.

„Darf ich fragen, wie Ihr Freund weltanschaulich orientiert ist?“, fragte der Dozent.

„Er kommt aus dem oberen Inntal und ist tiefgläubig.“

„Oh“, sagte der Dozent und erbleichte. „Dann ist das wohl eine schicksalhafte Fügung, die uns den Weg nach Tirol verwehrt.“

„Genauso muss man es sehen“, bekräftigte Herr Groll. „Lenken wir unsere Schritte eben wieder nach Wien. Die Donau ruft!“

<sup>[1]</sup> Süddeutsche Zeitung, 18. 4. 2009.

## Fordern und kontrollieren



Integration erwünscht?  
Österreichs Integrationspolitik zwischen  
Fördern, Fordern und Verhindern.  
Von: Sieglinde Rosenberger und Oliver Gruber.  
Wien: Czernin Verlag 2020.  
232 Seiten; EUR 25,-  
ISBN: 978-3-7076-0681-2

In ihrem Ende 2020 erschienenen Buch analysieren die Politolog\*innen **Sieglinde Rosenberger** und **Oliver Gruber** die Entwicklung der Integrationspolitik in Österreich. Im Zentrum steht der Wandel dieses jungen Politikfelds nach dem starken Anstieg der Fluchtmigration nach Österreich 2015 sowie der Bildung der ÖVP-FPÖ-Koalitionsregierung 2017.

Das Buch ist klar strukturiert und bietet sowohl einen guten Einstieg zum Thema als auch eine fundierte Auseinandersetzung mit den aktuellen politischen Entwicklungen. Beide Autor\*innen sind Expert\*innen für die Themen Migrations- und Integrationspolitik und haben sich im Rahmen unterschiedlicher Forschungsprojekte mit der Materie ausführlich auseinandergesetzt. Im Buch vermitteln sie faktenbasiertes und begriffsorientiertes Wissen, was wiederum Raum für theoriegeleitete Fragestellungen öffnet. Die benutzten Begriffe und theoretischen Perspektiven werden in den jeweiligen Kapiteln kurz und deutlich eingeführt, um die Ergebnisse und Thesen des Buches klar und zielorientiert einzuordnen. Durch das Erkenntnisinteresse der Autor\*innen an Theorien der Integrationspolitik und durch vergleichende Analysen geben sie reichhaltige Ausblicke in andere Kontexte und Länder.

Politikwissenschaftlich bietet das Buch eine Policy-Analyse, bleibt aber nicht bei der inhaltlichen Analyse der Entstehungsbedingungen und Konsequenzen des Politikfelds Integration. Die Autor\*innen ziehen jeweils Polity- und Politics-Dimensionen heran, um die Integrationspolitik sowohl in formelle und institutionelle Dimensionen der österreichischen Politik einzubetten, als auch im Kontext der gesellschaftlichen Dynamiken und Machtverhältnisse zu analysieren. Sie halten an dem kritisch diskutierten Integrationsbegriff fest und differenzieren entlang seiner soziostrukturellen und sozio-kulturellen Dimensionen. Dabei betonen sie durchgehend seine

teilhaberelevanten Dimensionen und setzen sich kritisch mit einem kulturell orientierten Verständnis der Integration auseinander. Sozio-ökonomische Dimensionen der Integration werden als kontextuales Wissen eingeführt, aber nicht vertieft. Lesehilfen, Informationsboxen, Tabellen und internationale Vergleichsstudien im Buch sind kompetenzorientiert und wertvoll.

Der Fokus auf die ÖVP ergibt sich aus dem Datenmaterial, weil die Partei seit 2000 auf der Bundesebene die prägende Kraft der Integrationspolitik ist. Sie hatte hier jahrelang das zentrale Ressort und die Kompetenzen zur Gestaltung der Integrationspolitik; wenn auch diese Kompetenzen 2018 der FPÖ übergeben wurden, zeigen die Autor\*innen, dass die ÖVP symbolisch und realpolitisch die bestimmende Kraft in der Integrationspolitik auf Bundesebene blieb.

Besonders spannend ist Rosenbergers und Grubers Lesart der Integrationspolitik aus der Perspektive der Rechtspopulismusforschung. Dadurch zeigen sie überzeugend, wie die Änderungen im Politikfeld der Integrationspolitik ein gutes Barometer für die Transformation der ÖVP bilden: Einerseits kommt es zu einer Priorisierung der Identitätspolitik gegenüber einer Teilhabepolitik. Andererseits werden Disziplinierung und Sanktionierung – insbesondere im Bereich der Sozialpolitik – eingeführt. Parallel dazu kam es zu einer zunehmenden Ökonomisierung und Stratifizierung der Integrationspolitik, die zur Herausbildung einer

„neoliberalen Mitgliedschaft“ in der Gesellschaft führe. Diskursiv werden diese Entwicklungen im Feld der Integrationspolitik von einer polarisierenden Symbolpolitik begleitet. Insgesamt kommt es zu einer Verschiebung von Fördern und Fordern auf Fordern und Kontrollieren. Die zutreffende Analyse zeigt letztendlich, wie das Einsickern rechtspopulistischer Stile und Inhalte die Politik der ÖVP prägt und die Partei sich zu einer rechtspopulistischen Partei transformiert.

Das Buch zeigt hervorragend, wie Integrations- und Desintegrationspolitiken in Österreich koexistieren und wie interessenorientierte Politik das Feld prägt. Dabei bleiben die Wünsche und Forderungen der Subjekte einer Integrationspolitik ungehört. Sie bleibt in ihrem Wirkungsfeld eingeschränkt, weil damit die Querschnittsthemen der gesellschaftlichen Teilhabe wie Bildungs-, Wohn- und Arbeitsmarktpolitik nur beschränkt berücksichtigt werden können. Vielmehr braucht es Instrumente und politische Maßnahmen, die politische Beteiligung, Antidiskriminierung und Antirassismus im Kontext der sozio-ökonomischen Grundlagen als gesamtgesellschaftliche Aufgaben adressieren.

Nach der Lektüre des Buches stellte sich für mich die Frage, ob das Integrationsministerium im Sinne einer Verbesserung der Bedingungen der politischen Beteiligung und eines teilhabeorientierten Verständnisses nicht besser abgeschafft werden sollte. ■

İlker Ataç

Die **Initiative Minderheiten** und die **Stimme** sind seit Anfang Februar auf Instagram. Anlässlich unseres **30. Gründungsjahrs** geben wir Einblicke in unser reichhaltiges Bildarchiv, stellen das Team vor, posten Grußbotschaften von Weggefährter:innen und vieles mehr →→→ Folgt uns auf [Instagram.com/initiative\\_minderheiten](https://www.instagram.com/initiative_minderheiten).



# Bruji – 40 ljet/Jahre Krowodrock

Zu ihrem 40-jährigen Jubiläum bringt die burgenlandkroatische Band Bruji erstmals nicht einen Tonträger, sondern ein Buch als Rückblick auf ihr Schaffen als minderheitenpolitische Band in und außerhalb der Community heraus – und das gewohnt zweisprachig.

„Bruji – es brummt“ – vor 50 Jahren nannte sich die damalige Unterhaltungsband noch „The Brew“ und spielte zuerst englische, dann kroatische Schlager in den Dörfern um Großwarasdorf/Veliki Borištof. Die Annahme eines neuen kroatischen Namens 1980 erfolgte in einer minderheitenpolitisch brisanten Zeit. Eine neue Generation junger Minderheitenangehöriger forderte ihre im Artikel 7 des Staatsvertrags festgeschriebenen Rechte ein. Unter ihnen auch Bruji, die mit programmatischen Texten wie „Gema Krowodn schau“ und „Nema problema“ wachrütteln wollten. Ihren neuen Stil, mit dem sie vermehrt außerhalb der kroatischen Community auftraten, nannten sie Krowodrock – ein Stil, der auch von den nachfolgenden Musikgenerationen übernommen wurde.

In ihrem nun erschienenen Buch betrachtet zunächst der Bandleader Joško Vlasich in einer umfangreichen Selbstreflexion die vergangenen 40 Jahre. Die burgenlandkroatische Community vertreten Anita Mali und Rudolf Karazman – beide gebürtig im Mittelburgenland – und der Chefredakteur der Wochenzeitung „Hrvatske novine“ Petar Tyrán. Sie versuchen, die Volksgruppe zu repräsentieren, indem sie vor allem auf Gespräche mit der Gruppe Bruji zurückgreifen. Die Relevanz der Krowodrocker für die burgenländischen Kroat\_innen betrachten von wissenschaftlicher Seite Rudolf De Cillia und Ursula Hemetek, die den Werdegang der Gruppe in den vergangenen Jahrzehnten verfolgt haben. Anschließend folgen Noten und Texte aller bisher veröffentlichten Lieder.

Bruji sind längst ins Repertoire vieler Tamburica-Bands eingegangen, denen sie sich in ihren Anfangszeiten bewusst entgegen gestellt hatten. Auf dieses Einbringen einer neuen Musikrichtung und eines neuen Selbstbewusstseins in die bis dahin eher konservativ ausgerichtete Volksgruppe wird in der vorliegenden Publikation ein besonderer Schwerpunkt gelegt. Immer wieder wird die Bedeutung von Bruji als Botschafter der Minderheit einerseits und als Vertreter der Forderung nach stärkerem politischen Aktivismus in der Minderheit andererseits unterstrichen.

Bruji haben sich mit diesem Buch ein verdientes Denkmal gesetzt und den Lesenden einen lebendigen Einblick in das Minderheitengeschehen der letzten 40 Jahre gewährt. ■

Theresa Grandits



Bruji. 40 ljet/Jahre Krowodrock. Songbook & CD.

Von: Joško Vlasich und Toni Perusich (Hrsg.).  
Oberwart: Edition Lex Liszt 12 2021.  
180 Seiten; EUR 38,-  
ISBN: 978-3990161845

## Profiteure der Flucht

Deutschland galt lange Zeit als eine europäische Ausnahme, in der rechtspopulistische Parteien nicht erfolgreich Fuß fassen konnten, der Aufstieg der AfD hat das verändert: Wie Geflüchtete zugleich MitversursacherInnen wie Hauptbetroffene dieses Aufstiegs sind, zeigen Juliana Damm und Maren Mlynek in ihrem Buch.

Wer bislang wenig über die Alternative für Deutschland (AfD) wusste, findet im ersten Teil dieses Buches eine detaillierte Einführung in die Genese einer rechtspopulistischen Partei. Die AutorInnen skizzieren chronologisch ihre Entstehung, die internen Flügelkämpfe und den Wandel von einer zunächst „nationalliberalen“ zu einer „rechts-populistischen Partei mit starken rechtsextremen Tendenzen“. Nach der Finanz- und Wirtschaftskrise seien v. a. die Fluchtbewegungen ab 2015 und deren Verknüpfung mit Bildern eines importierten Terrors, finanzieller und sozialer Belastung sowie einer Unvereinbarkeit des Islam mit einer vorgeblichen deutschen Leitkultur zentrale Erfolgsfaktoren für den Einzug der AfD in Landesparlamente und schließlich in den Bundestag gewesen.

Der zweite Teil beschäftigt sich anhand von Interviews mit ExpertInnen aus der Jugend- und Sozialarbeit im Fluchtbereich mit

den Folgen für Geflüchtete. Diese schildern sowohl Verschärfungen rechtlicher Regelungen (Ausweitung „sicherer“ Herkunftsländer, erschwerte Bleibe- und Familiennachzugsregeln) als auch vermehrt negative Mediendarstellungen und Gerüchte über Geflüchtete sowie eine Enttabuisierung der öffentlichen Debatte, welche Sagbarkeitsgrenzen verschiebt und eine Entmenschlichungstendenz Geflüchteter fördert. Soziale Folgen seien gesunkene Aufnahmebereitschaft, zunehmende Isolation Geflüchteter sowie wachsende institutionelle bzw. Alltagsdiskriminierung, die deren Perspektivenlosigkeit und psychische Belastungen (Angst, Ohnmacht, Stress) begünstige. Damm und Mlynek leiten daraus einen „direkten oder indirekten Einfluss auf diverse Bereiche im Leben von Geflüchteten“ durch die von der AfD propagierten Ideologien ab und versuchen abschließend,

dies mit Zygmunt Baumanns Ambivalenztheorie auch theoretisch fassbar zu machen.

Insgesamt erwartet LeserInnen ein in Aufbau und Vorgehensweise vom Charakter einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit geprägtes Buch. Seine Stärken liegen in detaillierter methodischer Darstellung, stringenter Argumentationslinie sowie hoher Nachvollziehbarkeit einzelner Buchteile für eine breitere LeserInnenschaft. Ein wissenschaftliches Publikum mag Bezüge zu breiterer deutschsprachiger oder internationaler Literatur über Populismus vermischen und angesichts der Methode einer teils vorschnellen Diagnose von „Wirkungen“ überrascht sein. Das mindert jedoch nicht den hohen deskriptiven Wert der Arbeit, der das Buch insbesondere für AktivistInnen sowie am Phänomen AfD interessierte LeserInnen empfehlenswert macht. ■

Oliver Gruber



Die AfD und Geflüchtete.  
Was rechte Ideologie gesellschaftlich bewirkt.  
Von: Juliana Damm und Maren Mlynek.  
Stuttgart: ibidem Verlag 2020.  
252 Seiten; EUR 29,90  
ISBN: 9783838214481

# stimme 119 >>

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



## Links



### Was ist heute links?

Und warum werden Themen, die unter Menschenrechten und Emanzipation subsumiert werden können, immer öfter als „linksideologisch“ diffamiert? Trügt uns der Schein oder beobachtet der Staat die Linke mit Adleraugen, während das Schutznetz vor Extremismus die Rechte einfacher durchlässt?

In der Sommerausgabe der **Stimme** setzen wir uns mit der fahrlässigen Vereinfachung der politischen Lager und den Gefahren der Gleichsetzung von **LINKS** und **RECHTS** auseinander.



# stimme Abonnieren!

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



**30 Jahre Stimme**

**30 Jahre** das einzige minderheitenübergreifende Magazin in Österreich

**30 Jahre** für ein politisches und solidarisches Handeln von Minderheiten und der Mehrheit

## Wir feiern unseren 30. Geburtstag!

Mit Schwerpunktheften über:

Alter, Antidiskriminierung, Antisemitismus, Antiziganismus, Behindertenbewegung, Bildung, Bosnienkrieg, Chancengleichheit, Demokratie, Familie, Flücht, Frauen, freie Radios, Gedenken, Gender, Gleichbehandlung, Homophobie, Identitäten, Inklusion, Integration, jüdisches Leben, Jugend, Literatur, Medien, Mehrsprachigkeit, Menschenrechte, Migration, Minderheitenrechte, minoritäre Allianzen, Musik, Nationalismus, Nationalsozialismus, Partizipation, Pflege, Queer-LGTBIQ, Rassismus, Repräsentation, Roma & Sinti, Schule, Selbstbestimmtes Leben, Sexismus, Sprache, Staatsbürgerschaft, Wahlrecht.

**Jedes Stimme-Abo ist ein Geburtstagsgeschenk an uns.**

E-Mail an: [abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at)

# Erfolgreich am Arbeitsmarkt!

## Das Netzwerk Berufliche Assistenz.



Menschen mit Behinderungen sind besonders von den Konsequenzen am Arbeitsmarkt betroffen.

Die massiven Auswirkungen durch COVID-19 gilt es mit vereinten Kräften abzufedern.

Um Menschen mit Benachteiligungen und/oder Behinderung erfolgreich an den Arbeitsmarkt heranzuführen bzw. deren Verbleib im Erwerbsleben zu sichern und zu erhalten, stehen dem Sozialministeriumservice zahlreiche Unterstützungsleistungen und finanzielle Förderungen zur Verfügung.

Im Netzwerk Berufliche Assistenz (kurz NEBA genannt) hat das Sozialministeriumservice sechs Unterstützungsleistungen zusammengefasst, die österreichweit von über 180 Anbieter/innen umgesetzt werden.

Zielgruppe sind sowohl Menschen mit Behinderung als auch sozial benachteiligte Personen, insbesondere ausgegrenzte bzw. von Ausgrenzung gefährdete Jugendliche, aber auch Unternehmen.

NEBA begleitet alle Betroffenen bedarfsgerecht u. a. bei der Jobsuche oder dem Erhalt des Arbeitsplatzes und unterstützt auch Unternehmen bei der Personalakquise oder bei allfällig auftretenden Problemen.

### Welche NEBA-Angebote gibt es?

Das **Jugendcoaching** richtet sich an Jugendliche ab dem individuellen 9. Schulbesuchsjahr sowie an abbruchsgefährdete Jugendliche unter 19 Jahren bzw. an Jugendliche mit Behinderung oder sonderpädagogischem Förderbedarf.

**AusbildungsFit** wendet sich an Jugendliche bis zum vollendeten 21. Lebensjahr bzw. bis zum

vollendeten 24. Lebensjahr (für Jugendliche mit Behinderung) und soll vor allem als Vorbereitung auf eine berufliche Ausbildung dienen.

Die **Berufsausbildungsassistenz (BAS)** unterstützt Lehrlinge im Rahmen einer verlängerten Lehre oder Teilqualifikation. Die Unterstützung beginnt bei der Lehrstellsuche oder beim Abschluss des Lehr- bzw. Ausbildungsvertrages.

Die **Arbeitsassistenz** unterstützt bei der Arbeitsplatz- oder Lehrstellensuche, hilft bei der Sicherung von Arbeitsplätzen und der Bewältigung von Krisen.

Mit dem **Jobcoaching** werden die Stärken von Menschen mit Assistenzbedarf mehr herausgearbeitet und am konkreten Arbeitsplatz trainiert.

### NEU seit Dezember 2020

Das **Betriebsservice** berät Sie abgestimmt auf Ihren Betrieb, Ihre Anforderungen und Bedürfnisse gezielt über die Möglichkeiten der Beschäftigung von Menschen mit Behinderung und welchen Nutzen Sie daraus erzielen können!

Alle Angebote können von den Betroffenen (Jugendlichen, Angehörigen, Unternehmen) kostenlos genutzt werden.

### Infos unter:

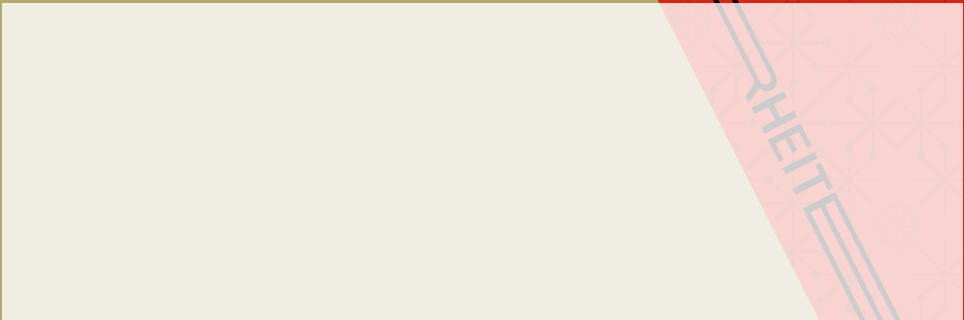
- [sozialministeriumservice.at](https://sozialministeriumservice.at)
- [neba.at](https://neba.at)







» die nächste **stimme** erscheint im Juni 2021

# STIMME ZEITSCHRIFT DER INITIATIVE MINDERHEITEN



 Bundeskanzleramt  
KUNST

 Bundesministerium  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

 **Stadt  
Wien** | Kultur

 **kultur  
burgenland**

 **tiroi**  
Unser Land